

Rheinischer Kurier

Mittelrheinische Zeitung.
Verlag und Redaktion: Nikolaßstraße 11. Filiale: Mauritiusstraße 12.

68. Jahrgang.

Sonntag, 7. Juni 1914.

Von Dr. G. Gerwarth von Bittensfeld (Wiesbaden).

I.
Namen drauf!"

„In Gottes Namen drauf!“

Wahlkapitulation bekräftigte die Constitutio Wal-
mariana insofern, als Christian in ihr bekannte, „daß er
sich zu Dänemark, sondern an Gnuhl“. Demgemäß
wollte er Christian die Schleswig-Holsteinschen Lande nicht
sein eigenes Reich erben können, vielmehr sollten, „so oft
die Lande offen werden, sie ihre Wahl behalten, dann einen
von seinen Kindern oder seinen rechtmäßigen Erben zu
wählen“, mit anderen Worten, es sollte höchstens eine
Personalunion, niemals aber eine staatliche

Um die Bedingung dieses Sonderabkommens illusorisch zu machen, ward abermals, angefaßt vom Fanatismus der Eiderdänen, die „Friedliche“, mit jedem Reich hochsprechenden Grenzclatien an der deutschen Bevölkerung durchgeführte Danisirung, namentlich Schleswigs, aufgenommen. Und schließlich erzwangen die Eiderdänen am 13. November 1863 den Erlaß einer neuen Verfassung, die die Einverleibung Schleswigs de facto aussprach. Doch ehe die Unterschrift des noch zögernden Friedrichs VII. erfolgte, starb dieser unerwartet am 15. November 1863. Seinem Nachfolger aber, dem „Londoner Protokollspringen“, blieb nichts weiter übrig, als sich dem Eiderminkertum zu beugen, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, aus Dänemark selbst verjagt zu werden, kaum ehe er es beiseite. Bereits am 18. November 1864 vollzog König Christian die neue Verfassung. Gleichzeitig erhob Friedrich von Holstein-Augsenbourg, trotzdem sein Vater zu Gunsten Dänemarks

„In Gottes Namen drauf!“

Diese verständigen Worte verdienen überall, insbesondere auch in den Reihen der fortschrittlichen Volkspartei selbst, weitgehende Würdigung. Man sollte doch endlich in den Reihen der bürgerlichen Parteien Einkehr halten und sich klar werden, daß der verhasste, kleinliche Parteikampf nicht verbod, sondern abbrechen wirft und daß infolge dessen viele bei den Wahlen mit ihrem Stimmzettel zur Sozialdemokratie hinabgleiten oder sich von den Wahlen fernhalten. Es wäre bei gegenseitiger Verständigung eine Kleinigkeit, der Sozialdemokratie mehr als die Hälfte ihrer Mandate abzunehmen, aber hait die Wähler zur Einsicht zu erziehen, treibt man sie durch das ewige Parteigezänk aus dem eigenen Lager oder nimmt ihnen die Freude an der eigenen politischen Gesinnung. Die Wahlkreise werden heute bei jeder Wahl regelrecht abgehetzt, und wenn man sich die Erregung während und nach einer Wahl ansieht, dann kann man in der Tat von einem

Kriegszustände sprechen, dessen Folgen sich oft noch lange bemerkbar machen. Der bis zum Bahnweg gesteigerte Uebermut der Sozialdemokratie sollte doch endlich im bürgerlichen Lager eine wirksame Abwehr finden.

Warnnachrichten aus Albanien.

Ueber die Lage in Durazzo meldet der Sonderkorrespondent des „Daily Telegraph“: Sofort nach Verhängung des Kriegszustandes wurden drei Batterien von je 12 Gebirgsartilleriegeschützen aus ihrer Verpachtung genommen, um sie binnen kurzem gegen die Hügel um Durazzo zu richten, die von den Rebellen besetzt sind. Ein österreichischer Ingenieur von den Wasserwerken in Skoda bei Pilsen hat mir die Geschütze gezeigt. Sie sind allerneuesten Modells und mit Vorrichtungen aller Art versehen. Obwohl es noch als zweifelhaft erscheint, daß man genügend Artilleristen finden wird, hofft man jedoch, daß etwa 2000 aufgeschulte Truppen genügen werden, den Widerstand der Rebellen zu brechen und Albanien innerhalb 14 Tagen zu unterwerfen; eine Ansicht, die sowohl die militärischen Sachverständigen, als auch die Regierung teilen. Es wird auch darauf hingewiesen, daß die Mafisken schlechte Soldaten sind und am 28. Mat ein Feldgeschütz und zwei Schnellfeuergeschütze ohne weiteres vor dem Feinde im Stiche ließen.

Wie weiter verlautet, werden zwischen dem kaiserlichen Palast und den Vorpostenlinien, von denen aus das Feuer eröffnet werden soll, telegraphische Verbindungen hergestellt. Man glaubt in Durazzo allgemein, daß der Bürgerkrieg in den nächsten Tagen beginnen wird, von dessen Ausgange es abhängt, ob der Prinz zu Wied noch weiter über Albanien herrschen wird oder nicht.

Al Albanien geht es in der Tat jetzt drunter und drüber. Im Lande hat der offene Krieg zwischen den Aufständischen und den Regierungstruppen eingesetzt. Wer weiß, was werden wird! Ueber Wien erhalten wir folgende Drahtmeldung:

Beginn des Entscheidungskampfes?

Das gut unterrichtete „Grazzer Volksblatt“ berichtet aus Dibra, daß an der albanischen Grenze Kanonendonner und hartes Gewehrfeuer zu hören seien. Die katholischen Albanesen flüchten auf serbisches Gebiet, da die Aufständischen ihre Dörfer vernichten. Ein zweitägiger blutiger Kampf hat bei Tishkotta stattgefunden, wobei die Regierungstruppen unterlagen. In Mittelalbanien sind Hungersnot, Typhus und Cholera ausgebrochen. Die Aufständischen konzentrieren sich zum Vormarsch auf Durazzo. Serbische Truppen sind zur Bewachung der Grenze abgegangen. Die verlautet, soll die Morawadivision, 40.000 Mann, marschbereit sein.

Ist so schon die Gefahr, die der Hauptstadt Albaniens und damit der Regierung des Fürsten von außen droht, groß, so scheint die Gefahr innerhalb der Stadt selbst nicht geringer zu sein. In der zweifelhaften Haltung der albanischen Einwohner der Stadt kommt die Rivalität unter den verschiedenen Nationen, aus denen dem Fürsten Helfer zur Verfügung gestellt sind. Der österreichisch-italienische Gegensatz ist bekannt, die Vorwürfe, die den holländischen Offizieren gemacht werden, tragen weiter zur allgemeinen Verbitterung bei. Jetzt hat sich ein sehr

schlimmer Zwischenfall in Durazzo

angetragen. Der „Frk. Jg.“ wird darüber gemeldet: Als der italienische Artillerieoberst Murichio und der Sprachlehrer Professor Chimigo im Hause des italienischen Postbeamten Alessi beim Abendmahl saßen, erschien eine Abteilung albanischer Gendarmen unter Führung des holländischen Hauptmannes Fabius, umstellte das Haus und wollte die drei Herren, die italienische Bürger sind, verhaften. Es wurde eine Hausdurchsuchung vorgenommen und alle vorgefundenen Papiere beschlagnahmt. Der Oberst Murichio protestierte aus-

drücklich gegen die Verhaftung und berief sich auf die Kapitulation. Dem Postbeamten Alessi gelang es, zu dem italienischen Gesandten zu entfliehen. Als ein holländischer Offizier auf der italienischen Gesandtschaft eintraf, drohte der italienische Gesandte, Baron Miotto, sofort 300 Matrosen landen und seine beiden Landolente befreien zu lassen, falls sie nicht sofort von selbst freigegeben würden. Der holländische Oberst Thomson beschuldigte dann den Oberst Murichio, er hätte mit dem Lager der Aufständischen durch Lichtsignale in Verbindung gestanden. Der Schlüssel zu den Signalen sei gefunden und die gebrachten Mitteilungen aufgefunden worden. Der italienische Gesandte weigerte sich, diese Mitteilungen zur Kenntnis zu nehmen und schickte sofort den italienischen Konsul nach der Wohnung des Postbeamten Alessi, um die beschlagnahmten Papiere versiegeln zu lassen. Die Italiener weisen mit Entrüstung die Anklage, durch Lichtsignale mit den Aufständischen verkehrt zu haben, zurück. Die italienische Presse gibt diesem Vorfall eine große Bedeutung und bringt lange Berichte darüber.

Dieser Zwischenfall beweist mit schlagender Deutlichkeit, daß die von den europäischen Staaten nach Durazzo geschickten Personen ein geradezu erstaunliches Ungeschick entwickeln. Ja, daß sie, wie wir schon bei anderen Gelegenheiten, gesagt haben, den Boden, auf dem die kaiserliche Regierung steht, geradezu untergraben. Woher soll die Achtung der Albaner kommen, wenn sie sehen, daß die, denen die Sicherheit des neuen Fürsten und seiner Regierung anvertraut ist, unter sich nicht einmal Ruhe halten können. Die Beschuldigungen der holländischen Offiziere gegen die Italiener sind so haarsträubend, daß die Vorurteile, sie zu charakterisieren. Offenbar erweisen sich diese schweren Anschuldigungen als falsch. Im Ganzen genommen entwickelt sich das Schauspiel von Durazzo zu einer politischen Farce lächerlicher Art. Und wenn man einen Wunsch ausdrücken soll, so ist es der, daß das tolle Satirspiel sich nicht zur Tragödie wandeln möge.

Kurze politische Nachrichten.

Das Kaiserhoch im Reichstag.

Der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Gradnauer teilt in der „Dresdener Volkszeitung“ mit, daß der Beschluß der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, bei dem Kaiserhoch sitzen zu bleiben, nur mit einer winzigen Mehrheit gefaßt worden sei.

Der Zufall bei der Abstimmung über die Reichsbefolungs-Novelle.

Man schreibt dem „D. R.“: Der Reichstag hat die Novelle zum Reichsbefolungsgezet mit 152 gegen 140 Stimmen zum Scheitern gebracht. Während sonst bei sehr viel geringeren Anlässen namentliche Abstimmung beantragt wird, ist dies bei dieser sehr wichtigen Abstimmung ausfalligerweise unterblieben. Da nicht weniger als 96 Mitglieder des Reichstags an dieser entscheidenden Abstimmung nicht teilgenommen oder sich der Abstimmung enthalten haben, macht diese Tatsache in Wählerkreisen und besonders in den Beamtenkreisen großen Eindruck. Es ist bereits festgestellt worden, daß der Reichstag an dem Abstimmungstage härter befaßt war, als aus der Stimmabgabe zu ersehen ist. Da nun die Befolungs-Novelle nur mit einer Stimme Majorität gefaßt ist, wollen beteiligte Beamtenverbände durch eine Rundfrage bei allen Mitgliedern des Reichstags nachträglich zu ermitteln versuchen, welche Reichstagsabgeordnete an der Abstimmung nicht teilgenommen haben, auch die Wählerkreise in den einzelnen Wahlkreisen sollen aufgefordert werden, sich mit ihren Abgeordneten in Verbindung zu setzen.

Eine Reichsdarlehnskasse.

Auf der Düsseldorf-Kommunalwoche forderte Geh. Kommerzienrat Leiffmann in einem Vortrag die Gründung einer Reichsdarlehnskasse, worin die Sparkassen 2 Prozent ihrer Einlagen annehmen sollen. Die Reichsdarlehnskasse soll als ein zweiter Zinssturm für die Sparkassen Kriegsgeld bereit halten.

Polnischer Boykott gegen Preußen.

In Berliner maßgebenden Kreisen hat es laut „Nat.-Zeitung“ peinlich berührt, daß in einer kürzlichen Ver-

sammlung in Pommern der frühere österreichische Finanzminister Glominski und als Präsident der früheren Berliner Universitätsdirektor Rodiger teilnahmen. Auf der Versammlung wurde bekannt, daß sich bisher schon Städte einer polnischen Boykottorganisation gegen preussische Produkte angeschlossen haben. Es wird durch den Boykott versucht, einen Druck auf die preussische Politik auszuüben.

Die russophile Propaganda in Galizien.

Aus Lemberg meldet man: Als Ergebnis von Untersuchungen in vielen Ortschaften von ruthenischen Dörfern wurden russische Bücher und russische Flugblätter beschlagnahmt. Auch in zahlreichen Pfarrhäusern wurde eine strenge Durchsuchung vorgenommen. Ein Parrer wurde wegen Beteiligung an der Propaganda zugunsten des Russentums verhaftet.

Biviani's Kabinettsbildung gescheitert.

Aus Paris meldet man: Biviani hat endgültig die Bildung des Kabinetts verzichtet. Die im Glasse gegebene offizielle Note besagt, daß Biviani den Präsidenten der Republik ersucht habe, ihn von dem Auftrage der Kabinettsbildung zu entbinden, weil zwei der von ihm vorgeschlagenen Mitarbeiter die von ihm vorgeschlagene Formel über die dreijährige Dienstzeit nicht angenommen hätten. Der Präsident der Republik Biviani trotzdem ersucht, seine Bemühungen fortzusetzen, was dieser jedoch ausdrücklich abgelehnt habe. Unter diesen Umständen sei dem Präsidenten der Republik nichts anderes übrig geblieben, als Herrn Biviani für seine Bemühungen zu danken.

Die Italiener an der asiatischen Küste.

Wie aus Rhodos gemeldet wird, beabsichtigen die italienischen Behörden ein unbewohntes Eiland, das Afonissos an der kleinasiatischen Küste von dem Besitzer, einem Griechen, für 20.000 türkische Pfund zu kaufen. Man hat diesen beabsichtigten Ankauf als ein Vorzeichen für baldige Räumung des Dodekanese an. Doch hofft man, daß sich die griechische Regierung ins Mittel legen wird, um den Verkauf der Insel an die italienische Regierung zu verhindern.

Serbien und die Zarenreise nach Rumänien.

Aus Anklam der Reise des russischen Zaren nach Rumänien wird die serbische Regierung eine Sondermission entsenden, die den Zaren im Namen Serbiens begrüßen soll.

Indianeraufstand im Staate Sonora.

Aus Juarez (Nordmexiko) meldet der Draht „Frk. Jg.“: Der Aufstand der Yaqui-Indianer im Staate Sonora nimmt sehr ernste Dimensionen an. Die Gefahr ist auch für Ausländer groß. Die Amerikaner wandern aus dem gefährdeten Gebiete ab.

Hof und Gesellschaft.

Das Programm der Hamburger Kaiserreise. Das Programm für den Kaiserbesuch in Hamburg steht fest. Der Kaiser trifft am 20. d. M. in Hamburg ein. Sonntag, den 21. d. M., besucht der Kaiser die Gartenbau-Ausstellung in Altona und trifft am Nachmittag auf dem Rennplatz in Hamburg-Horn ein, um den Rennen um den Danfpreis und dem Kaiserin Auguste Viktoria-Rennen beizuwohnen. Am Montag wird der Stapellau des dritten Dampfers der Imperator-Klasse im Beisein des Kaisers vollzogen. Am Nachmittag reist der Kaiser auf der „Dobbin“ zur Kieler Woche ab.

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 7. Juni.

Sturzflüge in Wiesbaden.

Fokker und Sablatnik, die bekannten beiden deutschen Flieger, welche die Looping the Loop-Flüge begonnen haben, werden nunmehr auch in Wiesbaden ihre Kunstflüge vorführen. Halbschwererisch haben diese Flieger aus, sind sie sicher auch, wenn auch die Flieger selbst erklären, daß sie für einen „wirklichen“ Flieger durch aus normal seien. Die Flüge werden am 21. Juni auf der Rennbahn, die für diesen Zweck gemietet worden ist, vor sich gehen.

Dabei hießte ein so schalkhaft liebenswürdiger Junge über sein Antlitz, daß „Weld“ sprachlos ihm ins Auge blinzelte. „Vielleicht habe ich Lieber, dachte er, oder ich träume.“ „Mir geht es ganz gut!“ sagte Weld, und in seinen Augen war die wenig freundliche Frage zu lesen: „Wie kommt es, Du eigentlich dazu, Dich für mein Befinden zu interessieren?“

Und wieder das liebenswürdige Aufblitzen im Gesicht des Andern. — „Ich habe Ihr Boot mit noch vielen andern Menschen beobachtet, von dem obersten Ausguck des Hauses mit meinem Fernrohr.“

Ich wußte nicht, wer diejenigen waren, die dort dem sicheren Tod ins Auge schauten. — Sunderter Mal sah ich das Boot verschwinden in den Bogen, in den Wellen umhüllt von orkanartigem Sturm, von trübendem Donner und Witz. — immer kam es wieder zum Vorschein! — Bewunderungswürdig war diese Rettung!

Mit mir haben Viele um Ihr Leben gekämpft! Mit mir waren Viele erschüttert und verzweifelt, wenn wir dachten, Sie wären verloren.

So sind Sie den Vielen, Ihnen Fremden, durch die Angst, die sie um Ihre Willen gehabt haben, teuer geworden, und in ihrem Auftrage bin ich hier, um mich persönlich von Ihrem Befinden zu überzeugen, und Ihnen die zuverlässige Nachricht bringen zu können, daß Sie sich — wohl befinden? —

„Sie finden mich erquickt und wohl, und ich will versuchen, noch eine oder zwei Stunden außer Bett zu sein.“ sagte Weld etwas bewegt in konventionellem Ton. — „Allen, in denen meine Gefahr die schönen Gefühle reiner, höherer Menschlichkeit entzündete, durch die Sie selbst am meisten geehrt werden, wollen Sie gütigst meinen tiefgefühlten Dank entbieten!“

Wieder hießte dieses geheimnisvolle, bestirrende Lächeln über die Züge des Sängers.

„Ich bin entzückt, der Ueberbringer einer so angenehmen Botschaft sein zu dürfen; ich danke Ihnen, verehrter Herr, — tausendmal für die Gabe und den Vorzug der einzigen Empfangenen. — Ich wünsche, daß Sie die Nacht auf verbringen und hoffe, Sie morgen wieder ganz hergekehrt zu sehen. Ich werde mir erlauben, morgen vormittag noch einmal nachzufragen, ich habe nämlich noch eine persönliche kleine Angelegenheit, eine Bitte an Sie auf dem Herzen, die ich Ihnen gern vortragen möchte!“

(Fortsetzung folgt.)

Wahlverwandtschaft oder Schach und matt.

(Lebensabschnitt eines Komponisten.)

Von Erich Julius.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

So losgelöst vom Irdischen und Allem, was an Geseß der Menschenhinn erschuf, — betrat er nach einiger Zeit das Land, — nach der Rückkehr aus Sturm.

Sie waren gerettet!

Eine unabsehbare Menschenmasse, ein Meer von Regenschirmen kam zum Landungsplatz, von der weit ins Meer hineingebauten Promenaden-Brücke. — Dort hatten Viele, trotz Sturm und Wetter, das Schicksal des Bootes verfolgt, ohne zu wissen, wer die Insassen. —

Als er die Steintrufen hinaufsteigen wollte, — wich der Boden unter seinen Füßen, er konnte nicht stehen. — Man fing ihn auf, man begrüßte ihn, umarmte ihn und trug ihn in ein Auto. — So wurde er taumelnd und gestürzt wie ein sinnlos Betrunkener, — ins Hotel gebracht.

Seine Frau war nicht daheim. In grenzenloser Angst war sie nach langem vergeblichen Harren gegangen, ihn zu suchen.

Er jedoch dachte nur flüchtig an seine Frau und wie sie sich wohl gequält haben würde! — Die geistige Vereinigung mit „Ihr“, die er erlebt hatte, hallte nach, und so empfand er nur „Sie“ und eine Wohlthat „Ihrer“ Nähe, als sähe sie neben ihm! Alles dies trotz körperlichen Unbehagens, denn so bald er die Augen schloß, fuhr er auf Wogen himmelhoch und abgrundtief, und wurde seetranke. Aber so lange er die Augen geöffnet halten konnte, dauerte der beglückende außerordentliche Zustand fort und kühlte er, — „Ihr“ Nähe sein.

Was ihn noch von „Ihr“ trennte, — hatte alle Nacht verloren. Das Geis des Geistes war Beherrscherin der Menschenseelen! — Das stand bei ihm fest. —

Es kamen dann viele Menschen! — Blumen und tausend andere Dinge wurden ihm gesandt. —

Er wunderte sich! — Er — Allen fremd! — Und doch auch nein! Er hatte es ja an sich selbst erfahren! Was in Geseß der Welt, sobald die Allmacht des Geistes seine Größe und Wunder zeigt. — Da nur wird der geistige Mensch seiner sich bewußt, — wenn die Materie verfliehet.

Im Großen sind die Menschen Brüder und geistige

Wände werden offenbar. Die Menschenliebe — ist das Zeugnis reiner Harmonie!

So schlief er ein. — Erquickt erwachte er. — Die Arznei, welche der Arzt ihm gereicht, hatte Wunder gewirkt, der Schwindel war ganz vorüber.

Er sah zur Seite. — Neben dem Vorhang seines Bettes — sah — Marta!

Warum „Sie“? — Warum nicht auch Sie?

Es klopfte an der Tür des zweiten Zimmers, das Frau Maria schnell belegte hatte. Sie ging und Feld hörte eine Männerstimme reden: „Erkundigung nach seinem Befinden und ob er (Feld) zu sprechen sei, er möchte gern ihm selbst einige Worte sagen.“

Marta kam, um die Karte des dringlichen Besuchers zu bringen.

Jaghaft sah sie auf ihn hin, ob sie ihn hören dürfte.

Er streckte lächelnd die Hand aus, hielt ihre Hand fest und küßte sie andachtsvoll, im Bewußtsein des Schmerzes, den er ihr nur zu bald verursachen würde.

Er las den Namen und sah zu ihr hin, in maßlosem Erstaunen. — „Das — ist ja der Sänger — zu dessen Konzerten ich Karten habe! — O weh! Die Karten!“ entfuhr es ihm. — „Hast Du die Tischen meiner Kleider geleert?“ Sie nickte kumm. — Ein Schreck durchfuhr ihn! — Sein Tagebuch! — Nun sah er sie an!

Noch ein Entsetzen, Mitleid! — Wie sah sie aus? — Und ihre Miene: — Resignation! — Er verstand, — die Ruhe ihres Wesens: — Erregung! — Sie wußte! — Sie hatte sein Tagebuch gelesen! — Auch das Wesen entbrannte in seiner Seele für sie! — Er schloß einige Sekunden die Augen. Er hätte es ihr gern erpart!

Aber hinter diesem Feld erwachte doch doch das Gefühl der Befreiung, von einer furchtbaren Last, von unsagbarer Qual! — Noch nicht Jubel war es, nur erst Befreiung, und er atmete tief und sagte, wie aus einer Ferne:

Kühre ihn her. Ich bin gespannt, was der von mir will!

Und als der Fremde ins Zimmer trat, fiel Feld, der sich halb aufgerichtet hatte, wie vom Schläge gerührt zurück! — Das war — eine Minute! —

Er mußte sich eine Minute sammeln.

„Ich komme“, sagte der Sänger, „um mich persönlich von Ihrem Befinden zu überzeugen.“

Rechnungsrat Karl Friedrich, der seit acht Jahren an der Domänenabteilung der hiesigen Regierung tätig war, ist Freitag plötzlich im 65. Lebensjahre gestorben. Herr Friedrich stammte aus Schneidemühl in Posen, trat in den Kreisverwaltungsdienst ein, arbeitete in Tönning und Hensburg in Holsheim, war dann lange Zeit Kreissekretär in Saarburg und Ottweiler und kam von dort an die Regierung in Wiesbaden. Durch seine rührige Tätigkeit in nationalen Vereinen, sowie durch seine Amtsführung war er eine überall bekannte und beliebte Persönlichkeit. Trotzdem er sich schon seit einiger Zeit nicht wohl fühlte, ging er seinen Dienstgeschäften nach, bis er vor einigen Tagen erkrankte, sich einer Darmoperation zu unterwerfen. Der Eingriff kam jedoch zu spät, und so ist der verdiente Beamte gewissermaßen in den Seelen geblieben.

Konferenz der Landeshauptleute. Unter dem Vorsitz des Landeshauptmanns in Hessen, Medesol Frhr. zu Eichenhagen, findet am 2. Juli in Posen die diesjährige Konferenz der Landeshauptleute der preussischen Provinzen und der Landeshauptleute in Nassau und in Hessen statt. In der Konferenz wird u. a. die wichtige Frage betreffend Heranziehung der Automobilbesitzer zu den Kosten der Wegeverbesserung behandelt, weiter über die Einführung der allgemeinen Viehverversicherung durch die Provinzial- beziehungsweise Bezirksverbände sowie über den Entwurf wegen Abänderung des Kommunalabgabengesetzes beraten.

Kriegsmäßige Ballonverfolgung in Mainz. Der Verzicht für Luftfahrt in Mainz veranstaltet unter Mitwirkung des Kriegsministeriums am 13. Juni eine kriegsmäßige Ballonverfolgung, bei der ein Militär-Beppelflugzeug (soweit bis jetzt bestimmt ist, 37), acht bis zehn Militärflugzeuge aus Darmstadt, acht bis zehn Freiballons, etwa dreißig Kraftwagen und etwa sechs Motorboote mitwirken werden. Die Veranstaltung geht auf dem Gelände der Jüngelheimer Aue vor sich, wo früh morgens mit der Füllung der Ballons begonnen wird, die dann nachmittags von 2 Uhr ab aufsteigen werden. Für die Ballonverfolgung hat das Gouvernement Mainz eine interessante Kriesskizze und Aufgabe ausgearbeitet. Die Kraftwagen sammeln sich um 11¼ Uhr auf dem Halteplatz und fahren um 12¼ geschlossen durch die Stadt nach der Jüngelheimer Aue. Die Jüngelheimer Aue wird allgemein abgeperrt. Der einzige Zugang befindet sich an der Kaiserbrücke, bis wohin auch die elektrische Straßenbahn verkehrt. Es wird Vorjorge getroffen, daß das Publikum die Vorgänge, insbesondere die in Mainz noch nicht gekannte Füllung einer größeren Anzahl von Freiballons, möglichst genau verfolgen kann. An Plätzen sind vorgesehene reservierter Platz, zweiter Platz und Schülerkarten zum zweiten Platz.

Schwurgericht. Bei der nächsten Schwurgerichtssitzung wird wahrscheinlich auch gegen den Schlossermeister Wamisch aus Niederlahnstein wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang verhandelt werden. W., der zurzeit in Untersuchungshaft sitzt, hat kürzlich in seiner Werkstatt nach seinem Lehrling ein Stück glühenden Drahtes, mit dessen Bearbeitung er gerade beschäftigt war, so unglücklich geworfen, daß das Eisen dem Lehrling durch die Hand hindurch ins Gehirn eindrang und den sofortigen Tod des Jungen zur Folge hatte. Verteidiger des Angeklagten ist Rechtsanwalt Dr. Stahl hier, der, wie wir wissen, den Antrag gestellt hat, seinen Mandanten aus der Untersuchungshaft zu entlassen und das Verfahren gegen ihn einzustellen, weil lediglich ein unglücklicher Zufall vorliege. Wambach habe unmöglich den eingetretenen Erfolg eines Verstoßes voraussehen können. Bei der geringen Lebensfähigkeit des glühenden Drahtes hätte dieser nicht in den Kopf eines Menschen eindringen können, wenn nicht in den kritischen Momente der Lehrzeit, um dem Wurf auszuweichen, den Kopf nach der Wand zurückgebogen hätte und wenn nicht das Drahtstück wagrecht zwischen Kopf und Hand zu liegen gekommen wäre. Ueber den Antrag ist bisher noch nicht entschieden worden.

Philologen tag in Dillenburg. Die Hauptversammlung des Philologenvereins für Hessen-Nassau und Waldeck, die sich trotz des frühen Wetters und der ungenügenden Zahl zahlreicher Teilnehmer aus dem Vereinsgebiet einfinden hatten. Schon am 2. Juni entsaltete sich reges Leben in den Räumen des Gymnasiums, wo die evangelischen Religionslehrer der Provinz Hessen-Nassau ihre Jahresversammlung abhielten (Vortrag des Professors Dr. Richter aus Frankfurt über „Allgemeine Religionslehre im Religionsunterricht der höheren Schulen“), während gleichzeitig die Mathematiker, Naturwissenschaftler und Geographen eine Versammlung einberufen hatten, die die Gründung einer freien Vereinigung beschloßen wurde. Außerdem sprach Oberlehrer Ruch aus Dillenburg über „Die Astronomie auf den höheren Schulen“. Die am gleichen Nachmittag geplante 14. Hauptversammlung des neuphilologischen Provinzialverbandes von Hessen-Nassau konnte wegen der plötzlichen schweren Erkrankung des Vorsitzenden, Direktors Wedemann in Dillenburg, leider nicht stattfinden. Am Abend trafen sich die Teilnehmer zum Begrüßungskommers im Schlosshotel, wo der Direktor Dr. Endemann aus Dillenburg alle Gäste in den alten Dranterhof herzlich willkommen hieß. Die Verhandlungen des folgenden Tages waren ausgefüllt durch die Verhandlungen der Vorversammlung, in der erzieherische und unterrichtliche Fragen sowie Vereins- und Landesangelegenheiten erörtert wurden. Der sich daran anschließenden Hauptversammlung wohnten folgende Herren, die zum Teil auch schon am vorhergehenden Tage zugegen waren, bei: Oberpräsident Hengstenberg aus Kassel, Provinzialschulrat Rau aus Kassel, der Dekan der philologischen Fakultät zu Marburg Professor Dr. Busch, Professor Dr. Strecker aus Marburg, Landrat v. Jibewitz aus Dillenburg, Bürgermeister Gierlich aus Dillenburg, Professor Dr. Lohr aus Wiesbaden als Ehrenmitglied des Vereins, Professor Dr. Reeb als Vertreter des nachbarlichen Hessen-Darmstädtischen Vereins. Aus den Verhandlungen der Hauptversammlung sei neben der Besprechung der erzieherischen Fragen, zu der ein Vortrag des Direktors Dr. Endemann die Anregung gab, vor allem der Jahresbericht hervorgehoben, der in gewohnter umfassender und belehrender Weise vom Vorsitzenden des Vereins, Professor Dr. Endemann aus Kassel, erstattet wurde. Am späten Nachmittage vereinigten ein Beisehen, an das sich noch ein gemeinsames Beisammensein angeschlossen, die Festteilnehmer mit den Damen im Saalbau des hiesigen Kurhauses. Für die nächsten Morgen waren Ausflüge nach Dörscheld zur Zentrale des Dillkreises sowie nach Greifenstein und der dortigen Mäntelungen, die dann die Festteilnehmer nach Marburg wies, wo in die Heimreise einführten. Demnach an dieser Stelle nochmals der wärmste Dank gesagt, wie auch der Stadt Dillenburg für ihre freundliche Aufnahme und Gastfreundschaft.

Neuerungen auf dem Hauptbahnhof. Eine praktische Neuauflage wurde auf dem Bahnhofsplatz des hiesigen Hauptbahnhofs geschaffen. In der Mitte der Gleisanlagen ist ein 6 Meter hoher eiserner Ständer eine große Uhr aufgestellt worden, die während der Nacht elektrisch beleuchtet wird und von beiden Seiten weithin zu sehen ist. Diese Neuerungen werden von den Beamten und Arbeitern mit besonderer Freude begrüßt werden. — Die Lichtschächte

an dem Eingang der Rangbahnsteige, die bisher mit dickem Glas bedeckt waren, sollen jetzt mit stabilen Metallroten ausgerüstet werden, da die Glascheiben bei dem fortwährenden Betreten nicht standhaft genug waren und zu oft erneuert werden mußten. — Auch die Bahnhofsbuchhandlung hat eine Erneuerung eingeführt. Der große Verkaufstand ist mit einem aus Glas angefertigten Schild versehen worden, das auf beiden Seiten die Aufschrift „Buchhandlung“ trägt und während der Nacht elektrisch beleuchtet wird.

Richard Strauß-Freier. Wie an den meisten größeren Bühnen wird auch hier an der Hofbühne in der nächsten Woche der 50. Geburtstag von Richard Strauß durch eine musikalische Aufführung seiner bis jetzt hier gegebenen Werke begangen werden, und zwar gelangt zunächst „Salome“ am Donnerstag, den 11. d. M., zur Aufführung (Ab. 8), hierauf folgt am 13. d. M. der „Rosenkavalier“ (Ab. 8) und am 15. d. M. „Ariadne auf Naxos“ (Ab. 8). Für alle drei Vorstellungen gelten die bekannten erhöhten Preise. Bei Abnahme eines gleichen Platzes für alle drei Vorstellungen tritt Preisermäßigung ein.

Gerichtstagen. Am 15. Juli nehmen die zwei Monate währenden Gerichtstagen ihren Anfang. Für die Dauer derselben tagt beim hiesigen Landgericht die zu bildende Ferienkammer ebenso wie die Kammer für Handelsachen an jedem Donnerstag. Straffammerkassungen sind Montags, Mittwochs, Freitags und Samstags. Alle vierzehn Tage Mittwochs tagt die Strafkammer, welche lediglich mit drei Richtern besetzt ist und Uebertretungsdelikte verhandelt.

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Die das öffentliche Vortragswesen durch Aufwendung bedeutender Mittel seit ihrer Begründung gefördert hat, u. a. auch durch die Herausgabe eines „Jahrbuchs für das deutsche Vortragswesen“, stellt den der Gesellschaft angehörenden Körperlichkeiten wiederum etwa 350 Vorträge zur Verfügung. Das Honorar zahlt die Gesellschaft. Die betreffenden Ortsgruppen haben nur unbedeutende Kostenzuschüsse zu übernehmen. Als Vortragende wirken wiederum die bekannten volkstümlichen Darsteller auf den verschiedenen Wissensgebieten mit. Neben allen Zweigen des volkstümlichen Wissens ist in dem diesjährigen Prospekt ein stärkerer Nachdruck auf die Darbietung und Ausbreitung literarischer Schöpfungen gelegt worden.

Ein Zusammenstoß zwischen einem Radfahrer und einem Automobil ereignete sich am Samstag Nachmittag auf der Wilhelmstraße. Der Radfahrer wurde dabei arg zerschunden; u. a. trug er eine stark blutende Kopfwunde davon. Auch sein Fahrrad wurde stark beschädigt, so daß er es davontragen mußte.

Pferd und Wagen gestohlen. Zu dieser von uns gebrachten Meldung teilt uns der betreffende Milchfuhrer mit, daß ihm sein Fuhrwerk nicht vom Marktplatz, sondern von der Mainzer Landstraße aus gestohlen worden ist, während er in einem Hause Milch abfließerte. Der Diebstahl wurde von vier Epizibiten ausgeführt.

Seit vier Jahren die höchste Tagesfremdenziffer hat unser Kurort am letzten Freitag mit 1216 gemeldeten Fremden erreicht. Wenn man die diesjährigen ungünstigen Witterungsverhältnisse, die zu einer Vადereise gerade nicht reizen, berücksichtigt, so muß man diese Tatsache als einen ganz außerordentlichen Erfolg Wiesbadens bezeichnen, der auf die weitere Frequenz der Saison die günstigsten Schlüsse ziehen läßt. Die zweitöchste Tagesfremdenziffer in den letzten vier Jahren wurde am 28. August 1913 mit 1187 gemeldeten Fremden erreicht.

Hundertjahrfeier des Gardekürassierregiments. Das Gardekürassierregiment in Berlin wird seinen hundertjährigen Stiftungstag am 21. Februar n. J. feiern. Dem Regiment ist die Teilnahme möglichst vieler ehemaliger Gardekürassiere sehr erwünscht. Es bittet diese schon jetzt, ihre Adressen dem Jubiläumsbureau des Regiments, Berlin SW. 29, einzusenden, damit genaue Mitteilungen über eventuelle Sonderzüge, Unterbringung und Gang der Feier zugesandt werden können.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Wiesbadener Lichtspiele. Mit einem außerordentlichen Programm warten die Wiesbadener Lichtspiele im Utophon, Kinephon, Edison und Amerikan-Bioson heute ab auf. Wir verweisen auf die heutige Anzeige.

Park-Hotel. Die täglich im Café Park-Hotel stattfindenden Konzerte der Künstler-Kapelle finden unter Leitung des Konzertmeisters A. Potho allgemeinen Beifall. Die exakt und künstlerisch zu Gehör gebrachten Darbietungen verdienen sehr gelobt zu werden.

Aus den Vororten.

Bierstadt.

Bürgerverein. Im Gasthaus „Zum Anker“ hielt der Bürgerverein am Freitag Abend seine ordentliche Generalversammlung ab. Der Vorsitzende, Fabrikant Ribbel, gab einen kurzen Jahresbericht. Die Mitgliederzahl ist von 112 auf 107 herabgegangen. Indes sind im laufenden Jahre dem Verein 32 Landwirte beigetreten. — Gerichtsassessor Dr. C. H. Meyer aus Wiesbaden hielt einen interessanten Vortrag über die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft. Er wies treffend nach, wie die drei Hauptfaktoren des Volkslebens, die Landwirtschaft, die Industrie und der Handel, sich innerhalb der letzten hundert Jahre mächtig entwickelt haben. Reicher Beifall lohnte die Ausführungen des Redners. — Der Kassierer, Hofsekretär Scheid, gab einen Kassenbericht, aus dem hervorging, daß trotz erheblicher Ausgaben die Kasse sich um beinahe 90 M. erhöht hat. — Die statutengemäß ausstehenden Vorstandsmittglieder, Lehrer Kunz, Maurermeister Ludwig Wink und Landwirt Wilhelm Hepp, wurden wiedergewählt. Als neue Vorstandsmittglieder wurden gewählt Direktor Heinrich Müller, Landwirt Karl Wilhelm Bierbauer und Kaufmann Wilhelm Fischer.

Beitragwechsel. Kaufmann Wilhelm Fischer erwarb ein 50 Meter langes großes Gelände hinter der Adlerstraße, auf das er seinen Kohlenplatz — zurzeit zwischen Wiesbadener und Adlerstraße gelegen — verlegen wird. Herr Fischer wird auf seinem Eigentum in der Adlerstraße ein Wohnhaus errichten.

Erbenheim.

Unfall. Am Freitag Abend verunglückte der bei seinem Bruder in Arbeit stehende Adolf Reinecker beim Treppensteigen auf der Heimfahrt von Mainz dadurch, daß ihm ein Rad über den Fuß ging. Er erlitt einen Bruch desselben und kam sofort in ärztliche Behandlung.

Nassau und Nachbargebiete.

k. Höpft a. M., 6. Juni. Lebensüberdrüssig. Gestern Abend hat sich der unverheiratete Chemiker Dr. Arnulf Lechner in seiner Wohnung vergiftet. Das Motiv des Selbstmordes ist unbekannt.

t. Bad Homburg, 6. Juni. Historisches Museum. Eine im Besitze der Geschwister Walmer befindliche Sammlung von Altertümern aus der ehemaligen Landgrafschaft

Hessen-Homburg und der Stadt Homburg wurde von einem ungenannten Herrn für 35.000 Mark angekauft und der Stadt zur Errichtung eines historischen Museums geschenkt. In der Sammlung finden sich fast alle Vorträts der Homburger Landgrafen, zahlreiche Dokumente und Bilder aus den Befreiungskriegen, militärische Schriftstücke, der einzige hessen-homburgische Orden, nämlich das 1814 vom Landgrafen Friedrich Ludwig gestiftete Silberne Schwerterkreuz, fast alle preussischen Orden von 1813 bis 1815, ein eiserner Ringerring mit der Aufschrift „Gold gab ich für Eisen“, und schließlich als Prachtstück ein heiliger Offiziershelm, ein Eschafot aus dem Jahre 1818, ferner noch ungezählte Homburgienien von hohem Werte.

4. Diez, 5. Juni. Gartenbau. Die hier abgehaltene Vorstandssitzung des Nassauischen Landes-Gärtner- und Gartenbauvereins beschloß, im nächsten Jahre die Generalversammlung dem Obst- und Gartenbauverein Bad Homburg zu übertragen, der zugleich ein fünf- und zwanzigjähriges Bestehen mit einer großen Ausstellung verbinden wird.

— Saiger, 6. Juni. Tausendjahrfeier. Eine besondere Bedeutung hat unsere Jubelfeier dadurch erhalten, daß Oberpräsident Hengstenberg das Protektorat übernommen hat. Auch besteht Aussicht, daß der Kaiser sich an der Feier vertreten läßt. Soviel sich schon heute überblenden läßt, wird der Verlauf der Jubelfeier glänzend werden. Tausende und Abertausende kommen an den drei Festtagen nach Saiger, zu deren Empfang die umfangreichen Vorbereitungen getroffen werden. Der Festzug wird in seiner prächtig wirkenden Zusammenstellung eine glanzvolle Darbietung werden, ebenso das Festspiel. Saiger selbst erscheint im prächtigen Festkleide; an einer ganzen Anzahl Häuser sind die Jahrhunderte alten, prächtigen Schüttereien und Inschriften bloßgelegt worden, so daß auch die Kenner hierfür auf ihre Rechnung kommen. Als besonderes Monument vergangener Zeiten werden unter der funktionalen Leitung des Bahnmeisters Göbel die alten Stadttore genau nach der Zeichnung Merians aufgebaut.

— Hagenburg, 6. Juni. Die Sechshundertjahrfeier der Stadt Hagenburg am 1. 2. und 3. August gruppiert sich in der Hauptsache um drei Punkte: Festkrönung, Festzug und Festspiel. Die umfangreiche Festkrönung bildet das Ergebnis mehrjähriger Quellenforschungen eines ehemaligen Grafenstellers, des Herrn Lehrers W. Schöning in Wiesbaden. Sie erscheint demnächst im Selbstverlag der Stadt und verdient als Geschichtswert von bleibendem Wert eine besondere Würdigung. Das Festspiel (im Verlag von Moritz u. Münzel in Wiesbaden erschienen) hat den Spezialisten nassauischer Heimatgeschichte, Herrn Hofrat Dr. Spielmann in Wiesbaden, zum Verfasser, der auch die Organisation des historischen Festzuges übernommen hat. Der Festzug umfaßt acht Gruppen, jede eine Episode mit den markantesten Persönlichkeiten aus der geschichtlichen Entwicklung der Stadt darstellend: 1. die Gründung des Klosters Marienstatt durch Graf Heinrich den Großen von Spon (1231), 2. der Besuch Hagenburgs durch Kaiser Ludwig von Bayern nach der Verleihung der Stadtrechte (1324), 3. die Ernennung des Grafen Gerhard II. von Spon zum Statthalter der hl. Rem (1407), 4. die Hagenburger Ränke als Gastgäste des Grafen Heinrich IV. (1500), 5. Rückkehr der Gräfin Juliana und des Hofes nach dem großen Kriege (1631), 6. Einzug der letzten Burggräfin Julie, Jabellon, Fürstin zu Nassau-Weilburg, mit ihrem Gemahl zur Huldigung (1799), 7. Darstellung des Bekenntnisses der Hagenburger von heute. Mit Recht sucht man die Wirkung des Zuges nicht durch ein buntes Geklingel von Maskenaufzügen, sondern durch die Gediegenheit und geschichtliche Treue der Gruppen und der Einzeldarsteller zu erzielen, doch ist immerhin ein Aufgebot von 300 Personen, darunter fünfzig Reiter, erforderlich. Am Mittelpunkt des Festspiels steht Graf Gerhard II. (1493), im Jahre 1460 von Kaiser Friedrich III. zum Statthalter der hl. Rem ernannt. Die Ausführung des Festspiels, die sich um eine Fingerringstellung konzentriert, erfolgt unter den himmelanreißenden Baumreihen des vor 250 Jahren vom Grafen Salentin angelegten Burggartens. Die persönliche Regie des Verfassers und die Gewinnung erprobter Schauspieler für die Hauptrollen verbürgen eine künstlerische Durchführung der Veranstaltungen, und manch eindrucksvolles Bild echter Heimatkunst wird an dem Auge des Besuchers vorüberziehen.

f. Frankfurt, 6. Juni. Brandunglück. Im nassauischen Hause in der Adelsheimer Straße 20 enthand gestern Abend nach 10 Uhr durch die Explosion einer Petroleumlampe ein Zimmerbrand. Hierbei erlitten eine Frau und deren 1½ Jahre altes Kind lebensgefährliche Brandwunden. Das Feuer selbst konnte bereits nach einer Stunde gelöscht werden.

T. Bingen, 5. Juni. Stadtverordnetenversammlung. Einer von verschiedenen Kreisen angetragenen Eingabe an das Ministerium betreffs Aufhebung der Wertzuwachssteuer in Hessen beschloß die Stadtverordnetenversammlung beizutreten.

Simmern, 5. Juni. Bei der Stadtverordnetenwahl der 1. Klasse wurde Kaufmann Ferdinand de Lorenzi gewählt. Zwischen Bäcker Bösch und Gastwirt Dehlant hat Stichwahl stattgefunden. In der 1. Klasse wurde Apotheker Kirchmayer gewählt.

i. Albin, 5. Juni. Aufgehobene Spielhölle. In der vergangenen Nacht wurde in der Albinstraße abermals eine Spielhölle aufgehoben. Dreißig Personen wurden zur Anzeige gebracht.

m. Hamm (Westfalen), 5. Juni. Raucherst eines Dienstmädchens. Gestern Nachmittag brach auf dem Gut Mündeloh in Alrich ein großer Brand aus. Das Viehhaus brannte vollständig nieder, während die übrigen Gebäude nur mit Mühe vor den Flammen gerettet werden konnten. Der Schaden ist sehr bedeutend, da umfangreiche Vorräte verbrannt sind. Als Brandstifterin wurde das Dienstmädchen Marie Menke verhaftet. Sie hat die Tat bereits eingestanden und scheint aus Rache gegen den Gutspächter gehandelt zu haben.

Ein neues Sauerstoffpräparat, einzig bisher bekanntes, anerkannt wirksamstes Mittel gegen alle Magen- und Darmbeschwerden.

Die glänzenden Erfolge, welche bei allen Magen-, Leber- und Darmkrankungen mit dem Ozonepräparat Stomoxgen erzielt wurden, machten dieses Präparat in kurzer Zeit außerordentlich berühmt und als Hausmittel besonders beliebt. Sowie der Sauerstoff für die Atmung notwendig ist, ebenso heilwiegend ist er für den erkrankten Organismus, wenn er in geeigneter Weise dem Körper zugeführt wird. In Stomoxgen haben wir das Präparat, welches dies bewirkt, da es im Magen Sauerstoff abspaltet. Durch diesen werden alle schädlichen Krankheitskeime zerstört und die durch diese verursachten Leiden beseitigt. Insbesondere gilt es bei harigartigen Darmleiden, Stuhlverstopfung, Leberleiden, Verdauungsstörungen und Magen-erkrankungen, und auch bei Nierenleiden hat sich Stomoxgen sehr gut bewährt. Wenn Sie daher an einem der erwähnten Leiden laborieren, verarmen Sie es nicht, bei Ihrem Apotheker eine Schachtel Stomoxgen sich zu holen und Sie werden sich von seiner vorzüglichen Wirkung überzeugen.

In dieser Woche:

Grosser Extra-Verkauf:**Damen-Wäsche**

zu besonders billigen Preisen.

Ein Posten	Damen-Hemden	mit reicher Handstickerei, Passenform, sowie hübsche Fantasiestücke, darunter solche im regulären Werte bis 2.95	1.95
Ein Posten	Fantasie-Hemden	gute Qualitäten, mit reicher Stickerei-Garnitur, darunter solche im regulären Werte bis 3.95	2.45
Ein Posten	Fantasie-Hemden	aus soliden, guten Stoffen mit reicher Handstickerei u. Handlanguetten, reicher Stickerei-Garnitur, darunter solche bis 4.50	2.95
Ein Posten	Fantasie-Hemden	mit eleganter Stickereigarnitur, prima Qualität, reizende Musterstücke, darunter solche regulär bis 5.75	3.95
Ein Posten	Fantasie-Hemden	aparte Modelle, Pariser und Wiener Genre, in Stoffe, darunter solche im regulären Wert bis 8.50	4.95
Ein Posten	Beinkleider	Knie- und Bündchenfassen, in verschiedenen Ausführungen, gute Stoffe und Stickereien, darunter solche im regulär. Wert bis 2.95	1.95
Ein Posten	Beinkleider	vorzügliche feinfädige Stoffe mit reichem, solidem Stickerei-Volant u. Fältchenverzierung, darunter solche im regulär. Wert bis 4.75	2.95
Ein Posten	Beinkleider	sehr hübsche einzelne Musterstücke mit reicher Garnierung, darunter solche im regulären Wert bis 5.95	3.95
Ein Posten	Nachtjacken	gediegenes Hemdentuch, mit reichen, soliden Stickerei-Garnierungen, darunter solche im regulären Wert bis 4.95	2.95
Ein Posten	Nachthemden	in Hemdentuch, reich garniert, viereckig. Halsausschnitt od. Umlegekragen, darunter solche im regulär. Wert bis 5.95	3.95
Ein Posten	Nachthemden	mit viereckigem Halsausschnitt oder Umlegekragen, reiche Stickerei-Garnitur und Banddurchzug, darunter solche im regulären Wert bis 7.95	4.95
Ein Posten	Garnituren, Hemd und Beinkleid,	in verschiedenen Ausführungen, einzelne Muster-Piecen, darunter solche im regulären Wert bis 25.50	12.80
Ein Posten	Untertaillen	Serie I 95 ⚡ Serie II 1.95 Serie III	2.95
Ein Posten	Combinations (Untertaille mit Rock)	mit elegantem hohem Stickerei-Volant, viereckigem Halsausschnitt und Banddurchzug	6.80
Ein Posten	Stickerei-u. Spitzen-Röcke	elegante Ausführungen, darunter solche im regulären Wert bis 26.-	12.80

Ein Posten hocheleganter einzelner Muster-Piecen Pariser und Wiener Modelle
Taghemden, Nachthemden, Beinkleider, Combinations, Untertaillen
zu ganz besonders billigen Preisen.

Blumenthal.

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Niederlassung Wiesbaden, Taunusstrasse 9.
Telephon 122, 123 und 508.
Depositenkasse Biebrich a. Rh., Rathausstrasse 9.
Telephon 88.

Aktienkapital und Reserven: 192 Millionen Mark.

Gewissenhafte
Beratung
in allen
Vermögens-
Angelegenheiten.

Spezial-Abteilung

für

fortlaufende Ueberwachung
des gesamten Effektenbesitzes unserer Kundschaft.

Annahme von
Bareinlagen
in jeder Höhe zu
günstigen Zinssätzen.

Die Bank für Handel und Industrie ist laut Erlass der Grossh. Hess. Regierung zur Anlegung von Mündelgeldern nach § 1808 B. G. B. in Hessen für geeignet erklärt worden.

PANZER

AKT.-GES. BERLIN, N. 20.
STAHLKAMMERN

Vertreter: Emil Kölsch, Wiesbaden.
Kaiser - Friedrich - Ring 62.



Essen Sie
täglich den echten
Dr. Axelrod's Joghurt.
Nur in Originalflaschen erhältlich. Ihr
Appetit wird reger, Ihre Nerven er-
starken und die Körperkräfte werden
gehoben. — Aerztlich empfohlen.
Preis pro Glas 25 Pfg.
D. Krafts Milchkuranstalt
Dotzheimer Str. 107. Telefon 659.
Niederlage: Anton Schüler, gr. Burgstr. 12.
Bahn- und Postversand. 1155

Vermietung von elegantem, offenem
oder geschlossenem
Luxus-Auto
zu billigsten Preisen. 1101
W. Eichelsheim, Friedrichstrasse 10.
Telefon 2362.



Leiden Sie an Haarausfall?
Haben Sie Schuppen?
Trockenes, sprödes Haar?

Dann verwenden Sie

CANADOLINE

von Clermont & Fouet, Genf
Haarwuchsförderndes Kopfwasser

(à base de Pétrole) Preis Mk. 5.—, 2,50, 1,50

Erhältlich bei den Friseuren Andre Frankenhauer, Langgasse
und Otto Schütze, Kirchgasse 19. — Fabrik für Deutschland:
Gross & Adrien, Strassburg. M. 211

Klubfessel

Bokieder
v. 95.- bis 140.-
Rindleder
v. 120.- bis 200.-



Moderne Herren- und Damenschreibtische

in über 100 Modellen von Mark 50.-
bis 300 Mark.

Bücher-,
Noten- und
Phonola-
schränke.

Sonder-An-
fertigung, zu
vorh. Möbeln

Niedr. Preise
Weltweit,
- Garantie -

Hermann Pauli

Rheinstraße 33.

1297

Ausstellungsräume in mehreren Stockwerken.



J. & G. Adrian Bahnhofstr. 6.
Telephon 59.
Möbeltransporte von und nach allen Plätzen.
Umzüge in der Stadt.
Uebersee-Umzüge per Luftweg ohne Umladung.
Kostenanschläge gratis. 4065

Wie neu wird Jeder mit Bechtel's Salmiak-
Gallseife gewaschen
Stoff jeden Gewebes, vorzüglich in
Paketen zu 55 und 30 Pfg. in Drogen
und Seifenhandlungen. 339

Dr. Klebs Yoghurt

Präparate — von Aerzten selbst
gebraucht und verordnet — wie
u. a. folgendes Zeugnis beweist:
„Bitte um baldige Zusendung
v. 10 Schachtel Joghurt-Tabletten
(Dr. Klebs), welche ich und meine
Familie seit einem Jahre mit
dem ausgezeichnetsten Erfolge
benutzen.“ M. 107

T. den 8. Juni 1913.
S. v. D. K. K. Oberbezirksarzt.

In Wiesbaden: Dr. J. Mayer, Taunus-
Apotheke, Reform-Haus Jungborn, wo
nicht erhältl. auch direkt portofrei. Proben u.
Prospecte kostenfrei. v. Bakteriell. Laborator. v. Dr. Ernst Klebs, München 33.

Everclean-Dauer-Wäsche,
zu haben nur bei G. Scappini,
4055 Michelsberg 2. 3294

Haben Sie schon den neuen Küppersbusch-Gasherd mit Kohlenofen gesehen?

Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, sich denselben in sachverständiger
Weise ohne Kaufzwang vorführen zu lassen.

Küppersbusch — Kochapparate genießen bekanntlich einen Weltruf,
haben sich millionenfach bewährt und stehen hin-
sichtlich Solidität, Eleganz u. sparsamstem
Betrieb auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit.

Alleinverkauf für Wiesbaden und Vororte bei:

Tel. 4884. **Joh. Aderhold, Ingenieur,** Tel. 4884.
Technisches Büro und Niederlage moderner Koch- und Heizapparate,
Rüdesheimer Strasse 17.

1280

Photo-Atelier W. Müller Langgasse 10¹.

Anerkanntes Atelier für vornehme künstlerische Photographie.
Aufnahmen bei jeder Witterung.

Akad. Malereien, Portraits u. Landschaften
(in jeder Manier)
Vergrößerungen, Photo - Skizzen, Postkarten
Aufnahmen im eigenen Heim. Ausführung
Anfertigung v. Amateur-Arbeiten in fachgem. Ausführung.
Für alle Aufträge sehr mässige Preise u. Garantie.
Atelier geöffnet Wochentags von 8 - 7 Uhr,
Sonntags von 10 - 2 Uhr. 1300

Immobilien

J. CHR. GLÜCKLICH

Telephon 6656 Wiesbaden Wilhelmstrasse 56
Immobilien, Hypotheken, Finanzierungen, Vermietungen,
kostenloser Wohnungsnachweis. 823

Villa

Giesenheim, Vorstrasse 39, nahe
Dampfbad, Wald, 6 Zimmer,
reicht. Zubehör, Garten, äußerst
billig zu verkaufen. Näheres
Wallufer Strasse 9, Pt. 4063

Künstlerische Fahnen

VIETOR

sehe Kunstanstalt Wiesbaden

Zu den evangelisch-kirchlichen Wahlen

Bei dem allseitigen Wunsch, bei den am 12. Juni 1914.
vormittags 11 Uhr bis abends 7 Uhr im Bürgerlaale des
hauses stattfindenden Neuwahlen von Kirchenvorstehern und
Kirchenräten der vier evangelischen Kirchenvereine
Wahlkampf zu vermeiden, ist zwischen den maßgebenden
Personen der verschiedenen kirchlichen Richtungen und Gruppen
Uebereinkommen getroffen worden, in allen vier Gemeinden
heilige Wahlheiligkeit auszusprechen.

Die Unterzeichneten empfehlen daher die Wahl der
nennannten Herren.

Für die Marktkirchengemeinde: Pastor Bickel, Pfarrer Schil-
ler, Pfarrer Neumann, Sanitätsrat Dr. Windheil, Direktor
Lüthmermeister Garel, Justizrat Dr. Romeik.
Für die Bergkirchengemeinde: Pfarrer Neuenmeyer, Pfarrer
Grein, Pfarrer Diehl, Prof. Dr. W. Arelorius, Dr. med. A.
Schradler, Justizrat v. Ed. Justizrat A. Claus.
Für die Ringkirchengemeinde: Pfarrer Bickel, Fabrikant Chr. Scholl,
Pfarrer D. Scholler, Pfarrer Bickel, Fabrikant Chr. Scholl,
Kleinmühlstr. 11, Bankier S. Beder, Professor Beder,
Für die Paulskirchengemeinde: Pfarrer Bickel, Pfarrer
Kortheuer, Pfarrer Hofmann, Direktor S. Annacker, Amts-
rat D. Dallmann, Stadtorbitor Dr. Danlohn, Fabrikant
meister G. Hilsheimer

Marktkirchengemeinde.

Kirchenvorstand:

1. Sanitätsrat Dr. G. Windheil.
2. Versicherungsdirektor G. Bickel.
3. Bankdirektor G. Bickel.
4. Gesehene Gemeindevorsteher:
1. Rentner Th. Gellert.
2. Rührermeister H. Garel.
3. Oberbürgermeister a. D. Dr.
S. v. Bickel.
4. Rentner H. Arelorius.
5. Justizrat Dr. G. Romeik.
6. Kaufmann B. Schil.
7. Schauamtsdirektor A. Stahmer.
8. Rentner A. Bickel.
9. Oberleutnant a. D. Bickel.
10. Drehermeister G. Jollinger.

Bergkirchengemeinde.

Kirchenvorstand:

1. Professor Dr. W. Arelorius.
2. Stadtschulrat a. D. G. Müller.
3. Schreinermeister G. Schneider.
4. Gesehene Gemeindevorsteher:
1. Rührermeister H. Bickel.
2. Justizrat A. Claus.
3. Justizrat A. Claus.
4. Geseh. Reg. u. Justizrat B. Gie.
5. Lehrer G. Bickel.
6. Rektor G. Jung.
7. Rentner H. Rührermeister.
8. Lehrer A. Bickel.
9. Sanitätsrat Dr. A. Bickel.
10. Schauamtsdirektor G. Bickel.

Ringkirchengemeinde.

Kirchenvorstand:

1. Architekt Friedrich Bickel.
2. Rentner Carl Bickel.
3. Bauernmeister G. Bickel.
4. Regierungsrat Dr. Bickel.
5. Gesehene Gemeindevorsteher:
1. Apotheker Carl Bickel.
2. Kaufmann Robert Bickel.
3. Architekt Adolf Bickel.
4. Lehrer Heinrich Bickel.
5. Rührermeister H. Bickel.
6. Rentner Georg Bickel.
7. Regierungsdirektor Dr. Bickel.
8. Rentner Andreas Bickel.
9. Kaufmann Alwin Bickel.
10. Rührermeister Adam Bickel.

Paulskirchengemeinde.

Kirchenvorstand:

1. Rentner B. Claus.
2. Landeshauptmann A. Bickel.
3. Geseh. Architekt Dr. Bickel.
4. Gesehene Gemeindevorsteher:
1. Schreinermeister H. Bickel.
2. Amtsger. Rat Dr. C. Bickel.
3. Fabrikantmeister Jacob Bickel.
4. Rührermeister H. Bickel.
5. Stadtschulrat B. Bickel.
6. Geseh. Reg. u. Justizrat B. Bickel.
7. Rektor G. Bickel.
8. Rührermeister H. Bickel.
9. Bauernmeister H. Bickel.
10. Rechtsanwalt B. Bickel.

Auto-Vermietungen.

Drudenstrasse 6 **H. Heuser** Telephon 4050

Vermietung von Luxus-Autos

für einzelne Fahrten für Tage, Wochen u. Monate.

= **Auto-Taxameter-Betrieb.** 949

Aus dem Reiche der Frau.

Berliner Modebrief.

(Nachdruck verboten.)

Berlin, im Juni 1914.

So schwer trennen wir uns immer von den Festtagen, daß wir aus eigener Machtvollkommenheit an den zweiten Pfingsttag einen dritten und ganz heimlich sogar einen vierten Festtag uns anhängen bemühen. Und diesmal war nicht einmal die Vorfreude das einzige Gute an dem Fest, denn gegen alle Erwartung war der Wettergott sehr auf gelaunt, daß er keinen neuen Gut verregnen ließ und all den neuen Kleibern erlaubte, im Sonnenschein zu glänzen. Na, und das war auch ein Staats, der sich da entfaltete. Aber wieder konnte man mit Vergnügen beobachten, wie aus die Berlinerinnen es von ihren französischen Schwestern gelernt hat, jegliche Aufzettelung zu vermeiden. Natürlich begegnet man noch immer komischen Erscheinungen, die alles Auffallende, Extravaganze, was die Mode nur irgend bringt, in ihrer Toilette vereinigen, oder solchen, die in beständiger Selbstgefälligkeit glauben, jede Mode mitmachen zu dürfen. Wenn dann das von Haus aus dicke Büschlein den Kopf vorn anmutig hebt, und in zu engen Schuhen ein Paar elegant gehäufte große Füße hervorkommen, dann muß man nicht denken, die neuen Moden sind häßlich und daß die Trägerin allein für den unschönen Anblick verantwortlich machen. Allerdings ist es auch nicht ganz abzunehmen, daß die Mode im Augenblick so krause Wege geht, daß man gut tut, ihr mit einer gewissen Vorliebe zu folgen. Die Moden, aus der Hüftpartie eine Tonne zu machen, daß das Unterleid so eng zu schneiden, daß es wie eine Kasse, nicht wie ein Paar Dosen wirkt, das ist eine Uebertriebenheit, die natürlich nicht Jedermanns Geschmack ist. Eine meiner elegantesten Freundinnen mußte sich ganz nach ihren Mod selbstlich einschneiden, bevor sie am Sonntag einen kleinen Spaziergang mit mir machte; denn wie sie ganz richtig bemerkte, ist das nur ein Stroh- und kein Gehör. Dieses Strohkleid war übrigens aus leuchtendrotem Stoff-Renaissance gearbeitet und der vorn kürzere, hinten längere Schöß war mit einem Plisse aus dunkel variiertem Stoff umgrenzt. Die kurze Jacke zeigte Aufschläge und Knäuel in gleicher Farbe. Nichts schied wirkte dazu die ganz hochgeschorene weiße Stickerbluse mit dem flott absteigenden Besatz. Sie ist eine jener Damen, die selbst zu ihren neuen Kleibern gleich „Du“ sagt, und bei der man immer glaubt, daß jede Mode eigens für sie erdacht ist, so gut paßt sie stets in jede Mode hinein. — Die fähle Witterung bewirkt die Mode des Sommer, und wenn auch die kleinen Sommerkleider nicht sehr wärmend sind, so wirken diese Toiletten doch viel strahlenmächtiger, als früher ohne Jacken. Auf den Rücken spielt jetzt der „römische Streifen“ eine große Rolle. Sie kennen gewiß alle die bunt gestreiften Schürzen, die besonders die Frauen auf Capri und in der Umgegend von Rom tragen. Auf dunklem Grund heben sich schmale, bunte Streifen ab, die aber eigenartig gedämpft erscheinen, da sie nicht zu nahe beieinanderstehen. In dieser Art trägt man nun jetzt Röcke zu einfarbigen Jacken oder besetzt die Ueberkleider der Röcke bordürenartig mit Streifen dieses Stoffes. Ein reizendes, derartiges Kleid interessiert als eigentümlich, doch eine allgemeine Mode dieser Art verliert sich an Reiz. Glatte dunkle Seidenröcke mit sehr laugen, vorn ein wenig auseinander tretenden Ueberkleidern und hinten aus klein karierten, sehr leichten Geweben haben den Charakter eines eleganten Strahlenkleides, weil die hellen Mäntel mantelartig wirken. Die Mäntel sind bis zum Handgelenk reichend gearbeitet, und noch durch eine Zukrüse verlängert, der Hals dagegen bleibt frei und ein Strohkragen aus der dunklen Seide des Rockes steht in schmeichlerischem Gegensatz zu der Haut. Im Uebrigen ist ein so sehr weicher Hals jetzt garnicht mehr Mode. Als ich alt ist, wenn er recht rot gebrannt ist, und eine fleißige Übung in allen sportlichen Künsten verrät. Im Gegenab hierzu ist für das Gesicht jetzt weicher Puder das Allerwunders, und keine Dame von Welt würde jetzt rosa oder weissen Puder benutzen. Aber bitte, verwechseln Sie die Farbe nicht, denn sonst käme das Unglück heraus, daß Sie Ihr Gesicht verbrennen lassen und den Hals weiß pudern und damit fielen Sie total aus dem Rahmen der Mode!

Ich bin nicht ganz sicher, ob ich Ihnen bereits erzählt habe, daß neuerdings die Herren gar keine Hüte mehr auf der Straße tragen. Einige, die noch ein wenig schamhaft sind, tragen den Hut in der Hand, um zu beweisen, daß sie einen haben, aber Jung-Verlin ist radikal und hat einfach den Hut abgeschafft. Damit die Hutbranche nun nicht ganz brach liegt, hat die Mode die „pau-claque“ aus Stroh erfunden, die jetzt das Renesse sind. Die jungen Mädchen haben nicht gezögert, diese Mode der Hütlosigkeit mitzumachen, und es ist ein komischer Anblick, sie in ihren feinen Stadiegegenden besonders elegant angezogen, mit Handtaschen, aber ohne Hut auf der Straße und elektrischen Bahnen zu sehen. Die Männer genießen jetzt auch Annehmlichkeiten, halbfrei zu gehen, und die jungen Burschen sehen ganz reizend aus mit den breit zurückgeschlagenen weichen weichen Kragen. Die älteren Herren, die sich jetzt aber den Bart abrastieren lassen, um jung zu erscheinen, gewinnen dagegen nicht an Reiz durch den freien Hals. — Wir Frauen fangen schon wieder an, allerlei Kragen, die den Hals verdecken, zur Abwechslung zu bevorzugen. Sie formen sich aus Tüll und Sammetbändern und werden zum ausgeschüttelten Kleid gern getragen, oder sie sind aus Batist, Stiderei oder Spitzen gearbeitet, mehr oder weniger absteigend, hoch oder niedrig geschnitten. Jedenfalls sind es wieder richtige, den Hals umschließende Kragen. Unter all den neuen Modellen ist wohl der „Tellerkragen“ die größte Besonderheit, auf dem der Kopf zu ruhen scheint und dem das hochstehende Halsband einen eigenartig strengen Charakter verleiht.

Eine modische Neuheit zeigt Ihnen das kleine Seidenjäckchen mit seiner dreifachen Rüschen garnitur, das ebenso wie der lange Mantel an die Mode der achtziger Jahre erinnert. Das Jäckchen reicht vorn kaum, hinten über den Taillenschluß, die kurzen knappen Ärmelchen, die kleine Halskrüse geben ihr etwas Bescheidenes, Zurückhaltendes, gut Bürgerliches.

Vom Sommerhut.

Der Frühling hat uns kleine Hüte gebracht, und jetzt, wo der Sommer naht, ist die Hutmode bei dem mittelgroßen Canotier angelangt. Die neuen Formen sind meistens sehr einfach, der Canotier ist seitlich etwas angehoben und besteht aus leichtem Stroh oder Satin. Sehr elegante Hüte werden auch aus Spitzen angefertigt und stellen sich denn als eine Art „Krinoline“ mit leicht angehobenem Rande dar. Neben der Canotierform kommt in diesen auch wieder der ganz einfache Strohhut in Mode. Er ist sehr breit und ganz flach und scheint sich besonders in England seiner großen Beliebtheit zu erfreuen. Als Garnitur verwendet man ein breites Sammetband, das wie ein gefaltetes Taschentuch oben auf dem Kopfe des Hutes angebracht wird. Für die Canotiers sind alle Arten von Blumen sehr beliebt, doch zieht man einfarbige vor, daneben findet man — nicht so häufig — auch unreife Früchte, besonders grüne Äpfelchen. Neben weissen Rosen, Ästern, Narzissen und weissen Seerosen und verschiedenen Früchten findet man natürlich als Garnitur alle Arten von Bändern und besonders auch Federn und ganze Äpfel. All diese Garnituren sind fast ausschließlich in Weiß gehalten — Schwarz findet weniger Anwendung — und das Renesse auf dem Gebiete des Federhutes sind weiße Hahnenfedern, die man gern in einem Büschel hoch aufrichtet und an der Vorderseite des Hutes anbringt. Schmale, zu beiden Seiten des Hutes hoch in die Luft strebende Äpfel werden gern zu einer Art Zweispitz à la Napoleon geformt. Sehr elegant erscheint auch ein Hut, der ringsherum mit einer breiten Rüsche aus schwarzem Tüll garniert ist, so daß das Ganze wie eine Art Lampenschirm wirkt. Die Vorliebe für Weiß in der Hutmode erstreckt sich bis auf die Hutmodeln. Man sieht jetzt vielfach solche in Form von Weissen, die zugleich auch bestimmt sind, den Schleier festzuhalten, und mit weissen Diamanten, weissen Bergkristall, jedenfalls mit weissen Knöpfen verziert sind. Das neueste Ereignis auf dem Gebiete der Hutmode ist die Rückkehr der ganz großen Formen. Besonders bevorzugt sind in dieser Art die großen Canotiers, die ebenso wie die mittlere Größe seitlich etwas in die Höhe streben; aber auch runde Gloden finden ihre

Platzhaberinnen, ebenso wie der ganz flache, breite Radelot. In diesen großen Hüten gehören natürlich auch große Blumen. Gewaltige Anemonen und riesige weiße Rosen werden zum Schmuck dieser Hüte bevorzugt.

Schule und Elternhaus.

op. Mit großen Hoffnungen verfolgt ein treues Vater- und Mutterherz das Werden und Wachsen des eigenen Sprößlings, ganz besonders in den ersten Schuljahren. Wird die Schule all das zur Entfaltung und zur Reife bringen, was der Eltern heißes Sehnen von ihr erwartet? Denn daß der Schule nunmehr die Hauptaufgabe bei der Vern- und Erziehungsarbeit zukommt, wird mit Recht als selbstverständlich hingenommen. Nur wird so häufig übersehen, daß auch das Elternhaus ein gut Teil Verantwortung trägt und durch sein Verhalten die Schularbeit viel mehr, als man gemeinhin gelten lassen will, fördern oder hemmen kann. Es ist, um mit Neugierlichkeiten zu beginnen, zum Beispiel von größter Wichtigkeit, daß die Kinder morgens rechtzeitig geweckt, pünktlich gekleidet und mit genügendem Frühstück versehen in die Schule geschickt werden! Wo schon am frühen Morgen müdes Gehen und Gähne die Kinderknebe erfüllt und die kleinen Refruiten aufgeschreckt und abgehecht ins Schulzimmer treten, da fehlt es an der allerersten Voraussetzung für einen gedeihlichen Unterricht, an der inneren Sammlung. Noch wichtiger ist es, daß die Schulkunden bei Zeiten abends ins Bett kommen, zumal in den Sommermonaten. Ungenügender Nachschlaf während der Schulfahrt wird sich im späteren Leben gewiß schwer rächen, zeitig aber auch schon im Kindesalter die übelsten Folgen. So manches gleichgültige Gesicht in den Schulbänken verrät auf den ersten Blick, worin die Ursachen der so oft beobachteten geistigen Teilnahmslosigkeit zu suchen sind. Eltern, die ihre Kinder noch bis spät in die Nacht hinein auf der Gasse herumlungern oder an Veranstellungen und Festlichkeiten, die nur oder vorwiegend für Erwachsene bestimmt sind, bis zum Ende teilnehmen lassen, verfländigen sich unverantwortlich an ihrem eigenen Nachwuchs. Werden dann die Kleinen noch, wie es gar nicht so selten geschieht, den Tag über neben der Schule mit allerlei häuslichen Geschäften, deren Besorgung ihnen an sich bei vernünftigen Maßhalten durchaus nicht schlecht ansteht, weit über Gebühr in Anspruch genommen oder werden sie durch zu frühzeitige Beteiligung an theatraischen und anderen Aufführungen mit Gewalt an die Selbstständigkeit gezwungen, so ist ein früh einsetzender Zusammenbruch der Reife- und Seelenkräfte die unheilbare Folge. Mit Recht wehren sich die Eltern gegen eine Ueberbürdung ihrer Kinder durch ein ungebührliches Maß von Hausaufgaben; aber dann sollten sie erst recht jede häusliche Ueberbürdung, z. B. das Auswendiglernenlassen von schier endlosen, oft völlig unverständlichen Gedichten für häusliche oder Vereinsfestlichkeiten vermeiden. Ihr Väter und Mütter: Wenn ihr eure Kinder lieb habt, dann sorgt vor allem dafür, daß sie ihre volle Nachtruhe bekommen, und daß sie von allem, was ihre Gesundheit schädigt, ihre Sinne verwirrt und ihre Kindesinnigkeit verlegt, fern gehalten werden. Nur solche Kinder, die völlig ausgeruht und die verbrauchten Kräfte während des Schlafes ergänzt haben, sind im Stande, dem Unterricht mit vollem Interesse und ganzer innerer Anteilnahme zu folgen. Dann aber ist es eine Lust, das Erwachen und Erstarben des kindlichen Geistes zu beobachten. Nun kommen sie heim, Kopf und Herz voll neuer Anregungen und Fragen. Nun habt auch Zeit für eure Kinder! Gewiß werden sie mehr fragen, als zehn Belie beantwortet können; sie werden euch auch zweifellos mehr als einmal in Verlegenheit bringen. Hört sie trotzdem ruhig an und schenkt ihnen Anliegen williges Gehör! Es tut ihnen im Innersten wohl und spornet ihren Eifer mächtig an, wenn sie spüren, daß ihr zu Hause ihre Vernaht mit Verständnis verfolgt und euch um ihre Fortschritte bekümmert. Herzlos und pflichtvergessen ist es, der Kinder Bitte um Durchsicht der geschriebenen und um Abhören der gelernten Aufgaben aus Mangel an Zeit und Lust abzuweisen. Für ihre Kinder müssen Eltern und Lehrer immer Zeit haben. Die Zeit, die Eltern ihren Kindern opfern, ist das bestangelegte Kapital.

Modell-Konfektion

Montag und folgende Tage Verkauf
zu bedeutend zurückgesetzten Preisen.

Modell-Kleider

für Strasse u. Gesellschaft, früher im Werte von 150 bis 800 Mk.
jetzt zu Mk. 95.— 150.— 200.— 325.—

Modell-Kostüme

in Wolle und Seide, früher im Werte von 135 bis 550 Mk.
jetzt zu Mk. 88.— 115.— 168.— 290.—

Modell-Mäntel

in engl. Stoffarten u. Seide, früher im Werte von 100 bis 425 Mk.
jetzt zu Mk. 65.— 100.— 175.— 275.—

Alle in Betracht kommenden Modelle sind im ersten Stock meines Hauses gesondert ausgestellt.
Es bietet sich eine Ausnahmegerlegenheit, ausgesucht schöne u. aparte Modellstücke billig einzukaufen.

Damen-Moden.

J. Hertz

Langgasse 20.

Literarische Rundschau.

Itto Götze. Die Leidenden. Roman. Albert Camus.

Die in allen modernen Büchern, so ist auch in diesem Buche das „Was“ völlig nebensächlich. Die Danksache ist das „Wie“. Der Erzähler tritt in den Hintergrund, der Künstler beherrscht die Szene. Er beherrscht sie souverän, denn er kennt alle Hilfsmittel einer vollendeten Dichtung, er verfügt über die feinsten, feinsten Farben, die er zur Stimmungsmalerei braucht; er kennt die Geheimnisse des Tons, Untertons, Nebentons, Geräusche aller Art; die feinsten Nuancen des Gesamteindrucks, des Taktstimmes finden Anwendung, Würdigung; in eine bunte Vermischung dieser Töne und Farben tritt bald leise, bald hart, doch immer wirkungsvoll vor das Empfinden und Fühlen des Lesers, der in den Bann hineingezogen wird, ob er will oder nicht. Doch auch der Verstand kommt zu seinem Rechte; ihm wird es manchmal schwer genug gemacht, aus dem bunten, wirbelnden Wellengetriebe der Gräulichkeiten, der tiefen Reflexionen, der bohrenden Analysen den Stein der Weisheit herauszuholen, ehe er in die Tiefe sinkt. Doch auch das Reizmittel der Gestalten, nachdem es aus der Dürre der Kunstfälscher herausgelöst wird, vermag das Herz des Lesers zu ergreifen. Danksagung, der Welt allmächtiger Puls, wie es bei Platen heißt, schlägt leise in dem Buche, manchmal droht er ganz zu versinken, doch ist das Blut, das die Menschen erfüllt; es sind rechte Herzensblinder, leidend am Leben, leidend an sich selbst. Der Dichter der Leidenden hat kaum an die Faser gedacht, da das Buch in ihm entstand; der Leser muß zum Dichter kommen, um ihn zu verstehen. Es ist ein Buch für stille, nachdenkliche Menschen, ein Buch für die Wenigen, die das Kleine verehren und nicht das Große, das Dämmernde und nicht das Strahlende, das Klüffternde und nicht das Laute, das Langsame und nicht das Schöne. Ob es für die Menschen geschrieben ist, die sich heute am Klagen erheben, am elektrischen Lichte, am Lärm und am Rufen der Autos?

Doctor Verlior's Lebenserinnerungen. Während die überausende Größe des Komponisten Verlior eine ständige vollkommene Würdigung erfahren hat, ist der Mensch und Schriftsteller Verlior, dessen Kenntnis erst die künstlerische Gesamteinschätzung des Meisters deutlich macht, den meisten deutschen Lesern noch verschlossen geblieben. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß die G. O. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Edgar Wed in München nunmehr, zum erstenmal, eine wohlfeile Ausgabe der berühmten „Mémoires“ von Doctor Verlior bietet, jenes Verlior, das vor allen andern des Meisters geachtet ist, ist in weitesten Kreisen Freunde zu erwerben. — Eine von dem Musikwissenschaftler Dr. Hans Scholz befohrte Ausgabe, die sachlich wie künstlerisch dem laparischen Original nicht das geringste schuldig bleibt und die bei billigem Preise aufs schönste ausgestattet ist. (XII, 571 Seiten, 8°. Mit einem Bildnis. In Leinwand gebunden M. 6.—) Das Buch liegt sich wie ein spannender Roman, der jeden Menschen von einiger Phantasie, mag er selbst der Kunst fern stehen, in seinen Bann ziehen muß.

Joseph Conrad. Das Duell. Novellen. Einige hervorragende Übersetzungen aus dem Englischen von Ernst W. G. Müller. Umschlagzeichnung von Alphonse Mucha. Gebunden 3 Mark 50 Pf., abgeben 4 Mark 50 Pf. Verlag von Albert Camus, München.

Joseph Conrad ist ein polnischer Dichter, der englisch schreibt. Und daß er auch englisch zu denken versteht, beweist ein berühmter Kritiker, der sagt, daß Conrad in einem früheren Buche

typisch englische Charaktere in vollendeter Weise gestaltet habe. In einem anderen Romane hat nach der Meinung eines in der russischen Literatur bewanderten Beurteilers Conrad die „russische Seele“ meisterhaft geschildert und mit den Augen des Westens in die Tiefe der nihilistischen Welt des Ostens gesehen. Die vorliegenden drei Novellen „Das Duell“, „Das Paradies“, „Alcôve“ führen nach Frankreich, nach Chile, nach Neapel. In der ersten treten der demokratische Sohn der bürgerlichen Gascogne und der aristokratische Abkömmling einer kühleren Provinz Frankreichs entflammenden Adelsfamilie einander gegenüber. Die beiden Charaktere repräsentieren Typen und Gegensätze, die uns nicht nur in die militärische Welt und in die politischen Anschauungen nicht nur des ersten Kaiserreichs tun lassen. Die zweite Novelle ist durchaus aktuell, eines Rebellenführers Aufstieg und Fall wird geschildert. Schauspiel der Ereignisse ist eine südamerikanische Republik. Die dritte Novelle, welche in Neapel spielt, entbehrt des historischen Hintergrundes; sie ist von hohem rein menschlichen Interesse und hält den Leser in Spannung von der ersten bis zur letzten Zeile. Und wenn Aufklärung und Enthaltsamkeit den Romanen die charakteristische Würdigung verlieh, so mühen die drei Novellen durchaus deutsch, und zwar norddeutsch an und erinnern nicht bloß in ihrer Klarheit an einen unserer Meistererzähler, an Heinrich von Kleist, dessen Werte der Verfasser vielfach nachahmt. Die fähige Art der Beobachtung, die Klarheit der Plastik der Gestalten, die mehr fröhliche als klügelige Schreibweise, die Knappheit in der Charakteristik und manches andere noch wird dem aufmerksamen Leser die Ähnlichkeit zwischen dem Sohne der Mark und dem Alltagsmenschen erkennen lassen. Das ist dem Buche einen hohen literarischen Wert.

Rechtsrecht, eine systematische Darstellung des Rechtes der Vertriebenen, Flüchtlinge und anderen Industriebedürftigen von Dr. Georg Baum, Rechtsanwalt am Kammergericht und Fritz Grünwald, Rechtsanwalt an den Landgerichten in Berlin. Düsseldorf 1914. Verlag der Vertriebenen-Buchhandlung. — 112 Seiten. Preis 3 Mk. Die Entwicklung der deutschen Industrie bedingt ein häufiges Wandern der Zahl der technischen Angestellten und ein Erweichen ihrer Berufsorganisationen. Auch die Rechtsprechung hat sich mit den Verhältnissen dieser Berufsgruppe und des für sie geltenden Rechtes in immer größerer Nähe zu befaßen. Trotzdem fehlte es bisher an einer neueren systematischen, juristisch erschöpfenden und dabei gemeinverständlichen Darstellung dieses Rechtsgebietes. Diesem für Juristen und Laien gleich fühlbaren Mangel hilft das vorliegende Buch ab. Ein ausführliches Sachregister erleichtert die Benutzung.

Schreibers kleine Atlanten der Naturwissenschaften. Neue Bände: Schreibers kleine Atlanten der „Frühlingsblumen“, Sommerblumen, Alpenpflanzen. 3 Hefte, je mit 12 Farbendrucktafeln und 16 bis 32 Seiten Text. Preis je M. 1.—. Schreibers kleine Atlanten der „Sommerblumen“, 3 Hefte mit 10 bzw. 11 Farbendrucktafeln und je 20 Seiten Text. Preis pro Heft 75 Pf. Verlag J. F. Schreiber, Göttingen und München. Wenn der Sommer kommt, wenn die Blumen blühen, überläßt der Verlag J. F. Schreiber den Naturfreund mit neuen Bänden; und daß sie Anstalten finden, beweist der kleine Atlas dieser Sammlung Schreibers kleine Atlanten. Die „Frühlingsblumen“ und „Sommerblumen“ sind nach Vorforschungen hergestellt; plastisch, lebendig treten diese Naturaufnahmen aus ihrer Um-

gebung heraus. Die „Alpenpflanzen“ bringen in prächtigen Darstellungen 57 naturgetreue Abbildungen der Alpenflora und sind jedem Besucher des Hochgebirges zu empfehlen. Die 3 Hefte „Sommerblumen“ bilden mit ihren 136 naturgetreuen, ziemlich großen farbigen Abbildungen einen kleinen zoologischen Garten fürs Haus.

Zeitschriftenchau.

Das Land. Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Professor Dr. Karl v. Holst. 4. Jahrgang. 4. Heft. Aus dem Inhalt des Juniheftes: Charles Stewart Parnell und die irische Home Rulebewegung. Von V. Dub. Hughes. — Kleine Blumenpflanzungen. Von E. G. G. — Paul Dehio. Von R. R. Behr. — Der Kaiser von Mexiko. Von Privatdozent Dr. Eugen Samit.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. Das Juniheft der Süddeutschen Monatshefte wird eröffnet durch Erinnerungen des bayerischen Akademieräts Herrn v. G. G. an den Maler Donatello G. G. Eine Liebesgeschichte für die Freunde der Monatshefte wird es sein. Dr. Josef Müller zum erstenmal mit einer poetischen Arbeit vertreten zu sehen; er hat französische Dialekt-Balladen mit Reiterfahrt, in Norddeutsch überfetzt und damit weitesten Kreisen der deutschen Gebildeten zugänglich gemacht. Aus dem übrigen Inhalt nennen wir des Karlstr. Landgerichtsrats Dr. Krombers Führungen „Normen im Rechtsraum“, die an einen Karlsruher Ostmordanschlag anknüpfen.

„Der Fortschritt“. Halbmonatsschrift für das Deutsche unterer Zeit. Verlag von Alfred Jandien, Hamburg. Preis jährlich 5 Mk., vierteljährlich 1,25 Mk.; Einzelnummern 30 Pf. — Die Zeitschrift bietet in jeder Nummer gute Aufsätze, die dem Deutschen weniger Unterhaltung, dafür aber umso mehr Anregung zum Nachdenken geben.

Der Turmhahn Staatsmanns Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Karl Hans Strobl. Erster Jahrgang. Erstes Heft 1914. (Jahrgang und Heft des Monats erscheint ein Heft zu 50 Pf. Verkaufspreis vierteljährlich 3 Mk.). — In einem mehrfachen Artikel: Der Wille zur deutschen Kultur“ rüttelt Karl Hans Strobl die Generalisten auf und ruft sie zum Kampf um unsere Kultur. Walter Rausch forderte in einem Beitrag „Das Problem der Jugendpflege“ eine Reform unserer Jugendbewegung und sieht einen Erfolg der neuen freidenklichen Jugendpflege nur dann, wenn sie über die Jugend der besseren Volks- und der höheren Schulen herankommt, wenn sie die Schulen erfasst. Gerd Heitrich gedenkt des 40. Geburtstages von Richard Schmalz. Zwei Gedichte Schmalzs und Proben aus seinem neuen Buch „Weltkatholik eines Zeitgenossen“ ergänzen das Bild des Dichters. Ferner bringen der belletristische Teil der Blätter interessante Einzelheiten.

Welt-Telegramm. Deutsche illustrierte Zeitung Nr. 2. Preis 10 Pf. (Köln: Verlagsgesellschaft u. Druckerei K. G.). Die Nr. 2 trägt ein aufsehenerregendes Bild: die politische Industrielle Clement-Banard vor der Kölner Luftschiffhalle. Eine volle Seite mit interessanten Abbildungen ist der furchtbaren Schiffskatastrophe auf dem St. Lorenzstrom gewidmet. Die Nummer enthält ferner viele andere zeitgeschichtliche Aufnahmen und einen interessanten Text.



Hoehl

Extra Dry

trocken, leicht und wohlbekömmlich.

Unübertroffene Qualitätsmarke.

Adelheidstr. 46. Vertreter: Edmund Schmitz, Wiesbaden. Telefon 1786

Weisse Woche!

Sehenswerte Schaufenster- und Innen-Dekorationen **Beginn: Montag, 8. Juni.** Enorme Auslagen Weißer Waren in allen Abteilungen

Die ausgelegten **Weissen Waren** sind so reichhaltig und von einer derartigen auffallenden Billigkeit, dass diese Veranstaltung unbedingt **ein Ereignis für das kaufende Publikum** sein wird.

Besonders preiswerte Angebote in den Abteilungen:

Leinen- und Baumwollwaren, Tisch- und Bettwäsche Damen-Wäsche, Gardinen, Konfektion und Blusen Spitzen und Stickereien, Glas und Porzellan etc. etc.

Für Hotels, Restaurants, Pensionen, sowie zur Anschaffung von Ausstreuern besonders günstige Kaufgelegenheit.

Im Erfrischungsraum: In den Nachmittagsstunden **Künstler-Konzert.**

Warenhaus Julius Bormass

G. m. b. H. 1909

Persil
das selbsttätige
Waschmittel

**Bleicht und desinfiziert.
Garantiert unschädlich.**

306

U. Sachsenhausen 2,
Leipzigerstr. 108.

Biesboden, Köln a. Rh.
den 3. Juni 1914.
Der Landesbanneister:
Müller.
Carl Moris.

Wiesbaden, den 28. Mai 1914. Der Magistrat.

Aus früheren Verleihen sind noch nicht zur Einlösung gekommen: Buchstabe B. I. Nr. 106.
Biesbaden, den 2. Juni 1914. 1301
Der Magistrat.

4981

112



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 56. Wiesbaden, den 7. Juni 1914. 2. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Zum 50. Geburtstag von Richard Strauß“, von D. Gallwitz. — „Die Poesie“, von Clara Blüthgen. — „Ein Reisebrief aus Nimes“, von Agnes Harder. — „Die Germanen im römischen Reich“, von Prof. Dr. Ludwig Schmidt. — „Aus Jitsis Tagebuch“, von Wilhelmine Reiche, Wiesbaden. — „Die Anfänge des organisierten Obstdiebstahls in Nassau“, von R. Schütz. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Kammerwärters. — „Lustige Ecke“.

Zum Geleit:

Man soll in gewissen Epochen die einzelnen Menschen nicht zu schwer anlagen, sondern den geheim webenden und wallenden Geist der Zeiten, der die dunkeln Geburten der Geschlechter und Jahrhunderte regiert, und wenn er neue Schöpfungen machen will, das Alte augenblicklich läßt und verfeinert, damit es durch geschwinden Sturz die Formen zerbreche und den Elementen zu neuen Gestaltungen den Stoff wieder zurückgebe.
E. M. Arndt.

Zum 50. Geburtstag von Richard Strauß.

Von D. Gallwitz.

Die Entwicklungslinie der Tonkunst hatte einen Endpunkt erreicht, vor ihr schien das Nichts zu liegen. Das war die Zeit, da das Riesenwerk Beethovens wie ein erratischer Block im Wege lag, alle Ausichten versperrend, und als es in der absoluten Musik nur mehr Epigonen gab. . . . Dann kam Richard Wagner; festgewappnet in seine Prinzipien sprang er in die Tonkunst hinein und wandte der Vergangenheit den Rücken. Das Monumentalgebilde der Symphonie hatte in seinem organischen Wachstum, ausgehend von Ph. E. Bach über Haydn und Mozart zu Beethoven hin, sich herrlich entfaltet, aber auch erschöpft. Beethovens „Neunte“ — so war die Meinung Wagners — gab mit ihrem im Vokalen gipfelnden Schluß eine Erklärung ab, daß die Instrumentalmusik an dem Punkt angelangt sei, über welchen hinaus es kein Weiterkommen für sie gäbe, und daß sie sich darum dem Menschenlaut und Menschenwort entgegenstrecke. Er baute das Musikdrama und sah es nicht als eine mit dem symphonischen Kunstwerk in Parallele laufende Gattung, sondern als seine Fortsetzung, seine Steigerung, als das Allkunstwerk an, das mit den anderen Künsten auch die Symphonie gleichsam in sich einschmolz. Franz Liszt bekannte hinsichtlich der bestehenden symphonischen Form denselben Glauben wie Richard Wagner, auch für ihn war die Symphonie ein Gefäß geworden, das nicht mehr wachsend sich zu weiten vermochte; er warf es beiseite und stellte die Anfänge der freien symphonischen Dichtung, die symphonische Fantasie, heraus. Allen Vorwärtsschauenden war darin Ausblick in die Zukunft gegeben, und man richtete verlangend sein Auge auf einen Vollender dieser Anfänge, einen deutschen Meister, der über die temperamentvoll slavisch-rassigen, romantischen Schöpfungen Liszts hinüberzuführen vermochte.

Auch in der Kunst geht es in solchen Perioden wie bei dem Warten auf einen Messias; jede Sondererscheinung hält man an, um zu fragen: Bist du, der da kommen soll? . . . So hat man vor zwanzig und mehr Jahren bei Richard Strauß gefragt; nur kurze Zeit, dann wandelten sich die Stimmen zu einem jubelnden Bekenntnis: Ja, du bist es! . . . Die Jahre der Kunstsehnucht und Spannung in den Gebieten der absoluten Musik, in die hinein er geboren wurde, ist diesem Tonkünstler wie ein Geschenk der Glücksgöttin in die Wiege gelegt worden zu jenem anderen, das er mit auf die Welt gebracht hatte: seinem großen Talent. Daneben begünstigten den Knaben dann noch die denkbar vorteilhaftesten äußeren Umstände, unter welchen ein solches Talent zu wachsen und sich zu entwickeln vermag. In seinem Elternhause herrschte das regste musikalische Leben ohne die Schattenseiten, die dort sich einzustellen pflegen, wo es der Kunst gesetzt ist, nach Brot zu gehen. Straußens Vater war der sehr geschätzte erste Waldhornist im königlichen Hoforchester in München. „Mein Vater Franz war einer der bedeutendsten Vertreter seines Instrumentes, was Schönheit und Größe des Tones, Vollendung der Phrasierung und Technik betrifft,“ so schreibt Richard Strauß in einer autobiographischen Skizze. Von irgendeiner Wunderkindschast, ja von den Anzeichen einer außergewöhnlichen musikalischen Begabung, wie sie sich in den Annalen vieler früher Talente finden, die nie zur Reife kommen und deren Namen mit der Kindheit sterben, weisen die Jugendjahre des Knaben nichts auf. In seiner Erziehung ging eine sorgfältige wissenschaftliche Ausbildung mit der tonkünstlerischen Hand in Hand; daß die letztere ganz und gar auf dem Boden des Traditionellen sich gehalten hat, zeigten die ersten Kompositionen des jungen Richard. Die vortrefflichen Beziehungen des Vaters ermöglichten es, daß des Sechzehnjährigen Opus 1 und 2, ein Streichquartett und

einer vierjährigen Symphonie in D-moll, unter Levy in München aufgeführt wurden; vorher schon waren einige Lieder von ihm in einem Konzert zu Gehör gekommen. Diese Werke, sowie alles was von Opus 1 bis 14 heraus kam, zeigen wenig Eigenart, geschweige denn Andeutungen von den Richtungen, die Richard Strauß später einschlug. Gewiß, auch in der Tonkunst steht jeder, und wäre er auch ein ganz „Eigener“, in seinem Schaffen auf den Schultern der vor ihm gewesenen Großen; in Beethovens erster Symphonie lebt Haydn kräftig mit, und in Richard Wagners „Rienzi“ begegnet uns Meyerbeer auf Schritt und Tritt. Daneben aber blüht es doch plötzlich einmal auf, ein Gedanke, ein Ausdruck, eine Wendung — und das ist dann schon der ganze Beethoven, der ganze Wagner. Das ist bei Richard Strauß nicht der Fall, sein tondichterisches Schaffen war zunächst und für Jahre ein sehr wohl- anständiges und gemessenes Spazieren auf erprobten Wegen, die ihm unter die Füße gegeben waren, und auf denen er fleißig und künstlerisch indifferent voranschritt. Seiner ersten Kompositionsperiode, den Stücken Opus 1 bis 14, leuchteten nacheinander die Namen Mendelssohn, Chopin und Schumann; — im letzten, in „Wanderers Sturmlied“, kommt er der herben Art des norddeutschen Meisters Brahms am nächsten.

Dann setzte der Umschwung ein, ausgehend von seinem Bekanntwerden mit Alexander Ritter, dem genialen Freund und Geistesbruder Richard Wagners, im Jahre 1885. Strauß schreibt darüber: „Bekanntwerden mit Alexander Ritter, der mich durch jahrelange liebevollste Bemühungen endgültig zum Zukunftsmusiker gestempelt hat, indem er mir die kunstgeschichtliche Bedeutung der Werke und Schriften Wagners und Liszts erschlossen. Ihm danke ich allein das Verständnis dieser beiden Meister und er hat mich auf den Weg gewiesen, den ich nun selbständig zu gehen imstande war. Er hat mich auch in die Lehren Schopenhauers eingeführt.“ Wie sehr muß der damals Dreiundzwanzigjährige noch ein unbeschriebenes Blatt gewesen sein, daß eine derartige Stempelung möglich wurde!

Nur allmählich wandte Strauß sich von den Göttern der Vergangenheit ab; noch aus der symphonischen Dichtung „Aus Italien“ mit ihren romantischen wechselvoll farbigen Stimmungen blüht uns keine gefestigte Physiognomie an. Das geschah erst mit den Werken die das folgende Jahrzehnt herausbrachte, der Reihe der symphonischen Dichtungen, ausgehend vom „Don Juan“ und endigend mit dem „Heldenleben“, die Richard Strauß an die Spitze der Tonkunst der Gegenwart hinausschnellen, von wo aus er bis heute das musikalische Schaffen und den musikalischen Geschmack beherrscht. Immer mehr tritt in der Folge dieser Kompositionen die Tradition zurück; immer näher kommt er dabei seinem Ziel, das im Heldenleben erreicht wurde: das Kunstwerk, das, der alten Symphonie wesensgleich, die Formen dieser Symphonie von sich abgestreift hatte. Die Welt der Tonkünstler und der Laien jubelte ihm, berauscht von der Unfehlbarkeit seines Könnens und seinen neu-schaffenen orchestralen Ausdrucksmöglichkeiten, zu. Das Leben der Musik entwickelte sich eine Stufe weiter.

Es war die Mission von Richard Strauß, die Behauptung, welche Wagner aufgestellt hatte, das große musikalische Kunstwerk sei einzig noch im Musikdrama zu gestalten, ad absurdum zu führen. Man empfand aus seinen Tondichtungen, daß hier die gegenwärtigste Gegenwart zu uns sprach, und das ließ sie, abgesehen von ihren ästhetischen Wirkungen, einschlagen wie das Recht haben alles stark Lebenden. Aber der Geist der Zeit ist über den Genius Strauß dabei Sieger geblieben; er zwang ihn restlos in sich hinein. Der Geist dieser Zeit hatte mit dem Ideellen auch den Idealismus als Ballast aus Kunst und Leben über Bord geworfen. Allenthalben war der Naturalismus Trumpf, so auch in der Musik. In der Oper versuchte der Genius sein Feuer am größten Realismus der Vorgänge zu entzünden, in der absoluten Musik hielt er es mit dem Programm, und nicht in der Art, wie alle unsere Großen gelegentliche Programmmusiker gewesen sind, sondern in einer antimusikalischen Wirklichkeitstreue. Dieses Programm, der engste Zusammenhang mit einem nicht im rein Musikalischen, sondern im Literarischen oder Anekdotischen

gegenständlichen Stoff, durchzieht als starke Richtlinie auch die symphonischen Dichtungen von Richard Strauß; die musiktwidrigsten realsten Momente werden dabei herangezogen und mit derselben virtuellen Meisterschaft „ver-ton“ wie die Steigerung in die freie Welt der Empfindung, wo die Musik erst recht eigentlich in ihr Element kommt.

Es ist etwas sehr Großes, aber auch Verhängnisvolles um die Genialität dieses Komponisten. Das Wesen seines Talentes scheint in sich wie gespalten. Unbegrenzt in der harmonischen Ausgestaltung, in der Mischung der Klangfarben, in allen Nuancen einer musikalischen Dialektik, — so unbegrenzt ist es, daß der aus Innerstem geborene schöpferische Gedanke nicht Schritt damit hält. Nicht der schwer und langsam aus der Tiefe kommende Weg, auf welchem das Kunstwerk aus dem Erlebnis und der Konzeption sich seine Form gebiert, gilt für dieses reiche tondichterische Schaffen — wie üppige Schlingengewächse, sorglos und wahllos überzieht es jeden Gegenstand; fast unabhängig scheint es sich zu fühlen vom Wert oder Unwert desselben. Höchste Kunst im Sinne eines radikalen „*l'art pour l'art*“; aber jene geschlossene Einheit von innen und außen, die gleichbedeutend mit einer großen Kunst ist, ergibt sich nicht daraus.

Die Zeit hielt fest daran und wir mit ihr, daß die glänzenden Vordergründe von Richard Strauß sich nach innen vertiefen würden und der dann als der Genius unserer Zeit die Tonkunst zu neuen, großen Zielen führen könnte. . . . Da kam ein Umschwung; Strauß wandte sich von neuem dem Dramatischen zu, das er in einer früheren Schaffensphase, unter den starken Einflüssen von Wagners Kunst stehend, mit den beiden Werken „Feuersnot“ und „Guntram“ schon gepflegt hatte. Um soviel höher an musikalischer Kultur wie seine neuen Werke auf diesem Gebiet „Salome“ und „Elektra“ über jene sich erheben, um soviel unfreier ist die Musik geworden, um soviel mehr kleinliche Abhängigkeit vom Textbuche offenbart sie. Das sind nicht mehr Textbücher im alten, auch nicht im Sinn des Musikdramas, sondern vollwertige Dichtungen, mit allem, was die Sprache an musikalisch-plastischen Momenten hat, gebildet, als Kunstwerk wertvoll vor allem in ihrer Geschlossenheit des Stiles; der Musik dabei ganz überflüssig erscheinen läßt. Es gibt in ihnen zahlreiche Gelegenheiten zu prachtvollen musikalischen Bildern, aber kaum eine Lücke, wo die Tonkunst frei etwas zu sagen fände, was nicht schon das Wort erschöpfend sagte. Und so ging die Musik hier den Weg, den sie gehen mußte: sie entfaltete sich in einem beispieldlosen Grade zum Dekorativen hin.

Dieses Dekorative hat sich in Strauß seither weiterentwickelt. Der „Rosenkavalier“ ist in erster Linie bemerkenswert in der musikalischen Belebung eines Zeit- und Gesellschaftskolorits, des Rokoko, durch die instrumentalen Ausdrucksmittel der Moderne. Das seelische Eigenleben des Künstlers, das uns im Kunstwerk zu sich hinreißt, tritt dabei zurück hinter dem komponierten Fluidum einer aus vielen feinen Einzelzügen gemischten Stimmung, die von den Vorgängen ausströmt, wie der feine Duft aus den Potpourrivasen in den zu Museen gewordenen Zimmern alter Schlösser. Strauß ist da nicht groß als Beleber einer Handlung, sondern als Vertoner des rein ästhetischen Hauches dieser Handlung. Es ist bezeichnend für sein tondichterisches Schaffen in dieser noch jetzt andauernden Phase, daß er sich dabei mit Hugo v. Hofmannsthal zusammengetan hat, diesem feinsinnigen Poeten, dem nichts zur Größe fehlt als die eine Kleinigkeit, die Gemütskraft, mit welcher er Schöpfungen aus eigenem Herzblut heraus zu gestalten bilden könnte, die uns bezwingen. Hofmannsthal ist in dieser Verbindung viel mehr als ein Textdichter, Richard Strauß viel weniger als ein Musikdramatiker; viel eher ist er ein Illustrator. Das letzte in der Öffentlichkeit erschienene Werk der beiden, „Ariadne auf Naxos“, steht in musikalischer Hinsicht noch stärker im Zeichen einer Freude am Nachempfinden entlegener Stile und am Dekorativen. Da wechselt in immergleicher Meisterschaft mit modernen Mitteln behandelt der Rokokoton mit dem der italienischen bravourösen Zeit des Kunstgesanges und der kraussten Stimmführung aus dem Niedergang des polyphonen Zeitalters. Erst in der Schlusszene tritt Richard Strauß ton-

dichterisch selbst auf den Plan, ohne Stilvertreibung und im Charakter eindeutiger Neuromantik. Von diesem Ariadnefaden aus knüpfen sich Fäden zu den Kompositionen des jungen Richard Strauß; diese Töne weisen zurück auf seine künstlerische Nachfolgerschaft Mendelssohns und Schumanns. Was ihn zunächst an Kraft weit über jene beiden hinausführen scheint vor unseren Ohren, ist das hochgesteigerte Maß der Ausdrucksmittel, nicht des Ausdrucks selbst. Strauß ist hier ganz und gar der romantische Lyriker, wie er uns in seinen Liedern, die durch den Schwung ihrer Empfindung populär geworden sind, entgegentritt.

So steht der am höchsten gewertete Komponist der Gegenwart vor uns: der größte an Talent, eine vielfarbig glanzvolle Begabung, aber nicht eine Größe, zu der man immer wieder sich hinaufrecken muß, und deren Schöpfungen dann immer noch wieder ein Stück vor uns in die Höhe wachsen. Wir sehen den vierzigjährigen Richard Strauß anders als jetzt den fünfzigjährigen; seine künstlerische Entwicklung der letzten Jahre hat auch seiner Vergangenheit andere Bewertung verliehen; ganz naturgemäß, denn erst von der Höhe des Lebens herab bietet sich der Pfad des Aufstieges dem Auge klar entgegen. Schon hört Strauß immer mehr und mehr auf, auch in seinen jetzigen Bühnenwerken deren Nebenfaktoren als Gebieter gegenüberzustehen. Nicht nur den ihm künstlerisch gleichartigen und damit für die Mitarbeit an einem musikalisch-dramatischen Werk viel zu selbsteigenen Hofmannsthal ersieht sich sein schaffender Instinkt; es treibt ihn auch noch zu dem größten Theater- und dekorativen Talent unserer Tage: zu Max Reinhardt. Die geniale Zusammenarbeit dieser drei bringt in jedem Jahr oder in jedem zweiten ein Kunstwerk heraus, das die Welt mit einem Fieber von Spannung erwartet, wie eine Offenbarung aufnimmt, um es von heute auf morgen über einer noch neueren Neuigkeit zu vergessen.

Es ist viel Sensationelles in dieser Kunst; wenn man sie charakterisieren will, nennt man sie interessant. Damit stellen wir ein rein intellektuelles, kühl wertendes Verhältnis zwischen uns und ihr fest. Diese Kunst ist uns interessant, das heißt fesselnd, solange es noch etwas an ihr musikalisch und ästhetisch neu kennen zu lernen und zu entdecken gibt. Dann entgleitet sie uns, noch ehe sich an ihr die Sehnsucht nach einem tiefen innerlichen Besitz greifen und Einswerden entzündet hat, durch welches allein sich die goldenen Fäden zwischen dem Kunstwerk und der Menschenseele spinnen.



Die Hochzeitsschuhe.

Von Clara Blütbaen.

Und wieder wendet sich ein volles Blatt
In meinem Lebensbuch.
Erst gestern war's, daß man zur letzten Lagerstatt
Dich, meine Mutter, trug —
Mit halt'gen Händen warf ich's hinter mich,
Erlöst, befreit — kaum fühl' ich mehr für dich.
Ein Längstvergangenes war dein milder Tod.
In lichten, grünen Ufern trieb mein Boot.
Mir war's, als ob des Lebens Stimme rief —
Und allen Ballast warf ich in die Tiefe.

Die Flammen züngelten, es schwoll die Glut,
Auf grauen Fliesen troch es hin wie Blut,
Und schmerzlich krümmte sich das glühende Holz —
Ich trug herbei, was ehemals mein Stolz:
Ein Reichen Spielzeug aus der Kinderzeit —
Wie wird ein Kind mit diesen Puppen spielen,
Der rosafeiden — aller Kinder Reiz.
Wie in den weichen Daunendbetten wühlen.
Kein blondes Mädchen wird beim Lampenschein
Wie ich in meinen Dichterbüchern lesen. —

Mein Tagebuch — ich schrieb, um zu genesen,
Den holden jungen Kummer treulich ein
In mancher Nacht. — Nun mag es mit den andern
Zu jenem Flammenherd hinüberwandern.

Und jene andern Bücher, schwer und schmal,
Mit meines Vaters säuberlichen Zügen:
Auf hundert Seiten reibt sich Zahl an Zahl
Und rühmt, wie unfres Hauses Ruf gestiegen. —
Wie in der Lohr sich die Seiten biegen!
Der Deckel wehrt sich noch ein letztes Mal,
Bevor die Flammen ihn besiegen. —

Zuletzt ein himmelblaues Schärpenband,
Das ich bei meinem ersten Ball getragen.
Ein spinnwebfeiner, blasser Spitzenkragen
Mit kleinem, angegilbtem Atlasrand.
Und hier — der Mutter weiße Hochzeitsschuhe —
Wie ging sie doch auf schmalen, weißen Sohlen
So kinderleicht, so heimlich und verstohlen
Durch dieses wunderliche Erdenland!
Die leibnen Schühchen — auf den Grund der Truhe
Hat ein Vergessen sie so lang gebannt.
Nun schimmern sie gleich weißen Rosenblättern
Zwischen den alten, dunkeln Eichenbrettern.
Holber Erinnerung Blütenweißer Traum —
In meinem Leben ist für euch kein Raum!
Die Zähne beiße ich beherzt zusammen:
Da, ach! — Sie recken sich empor,
Sie krümmen sich — ein Dunkel bricht hervor —
Wie leises Wimmern klingt es durch die Flammen.

Und Jahr auf Jahr, und wieder Jahr auf Jahr.
Doch zu dem Ufer, grün und sonnenklar,
Band meine Sehnsucht nimmermehr das Steuer.
Und meine Seele wurde hart wie Stahl.
Der siebenfach gealüht im scharfen Feuer.
Und meine Lippen wurden stumm in Qual
Und meine Nächte jeden Schlummers bar.

Oft hör' ich es in Linnentüchern schleifen,
Und zu mir drängt's, hoch auf des Bettes Rand,
Befastet mich mit kalter, bleicher Hand.
Es will die Decke mir vom Körper streifen
Und will sich fest an meine Glieder schließen:
„Nicht friert so sehr, ich finde keine Ruhe.
Siehst du es nicht — ich geh' auf bloßen Füßen.
Wo hast du meine weißen Hochzeitsschuhe?“



Ein Reisebrief aus Nîmes.

Von Agnes Harder.

Nîmes ist mehr Großstadt, als seine 80 000 Einwohner verlangen. Der Bahnhof liegt hoch, auf einem Viadukt, und als wir auf der Fahrt nach Avignon zum ersten Male durchkamen, leuchtete die Stadt blühend und funkelnd herauf. Man konnte in ein großes Restaurant hineinschauen, das überfüllt war von Menschen und viele junge Leute mit weißen Mützen aufwies, wobei freilich der Rückschluß auf Studenten falsch gewesen wäre. Damals waren Pfingsttage und es wimmelten ebensoviel kinderreiche Familien auf den Bahnhofen herum wie bei uns. Überall saßen die kleinen Menschlein auf Reisetaschen und Futterkörben und waren schläfrig und zuweilen auch müßig. Die Mütter schleppten sich mit ihrer natürlichen Geduld mit ihnen umher, und die Väter halfen ihnen. Als wir dann später nach Nîmes kamen, war die Hochflut der Feiertage vorüber. Das rege Leben, das wir voranden, gehörte der Stadt selbst, die nicht ein stilles Museum geworden ist, wie Arles, sondern einen reichen Handel treibt, vor allem mit Seide und Wein. Ihre breiten, schattigen Boulevards, die wundervolle Esplanade, die großen, vornehmen Cafés, alles sagte, daß das Leben hier rasch und leicht fließt.

Die Erinnerungen an Rom sind überwältigend. Einen Tempel wie des Maison Carree würde man lange vergebens suchen. Dazu kommt noch, daß das, was zerbrochen auf den ungeheueren Feldern des alten Agrigent oder in den Fieber Sümpfen von Pästum liegt, der Einsamkeit ver-

fallen ist. Die Maison Carre aber, der Pseudodypteros, der einst Cajus und Lucius Cäsar, den Söhnen des Agrippa, geweiht wurde, steht mitten auf dem Markt, im Zentrum des Lebens. Gegenüber ist das moderne Theater mit griechischer Säulenfront gebaut. Aber es wirkt nüchtern gegen das braungoldene Geleucht dieser mächtigen, einfach kanne-lierten Säulen, von denen die zwanzig der beiden Seiten-fronten in die Wand der Cella eingemauert wurden, während die sechs der Front freistehen. Heute ist der Tempel das kleine Antikenmuseum der Stadt, unter deren Pflaster noch manche stille Schönheit ruhen mag, denn den antiken Tod des Lebendigbegrabenwerdens erlitten ja gerade die antiken Unsterblichkeitswerte. Auch eine selten vollendete Münzensammlung ist hier untergebracht. Ein einfaches Gitter trennt den Tempel von der Straße. Auch hier muß man einige Stufen herabsteigen, wie zum Pantheon in Rom.

Und wie die Maison Carree liegt auch die Arena mitten in der Stadt, nicht in einem stillen Winkel, wie in Arles. Man geht täglich an ihr vorbei, ob der Platz ihr auch die gewaltige Distanz gibt, die der Bau braucht. Die Ellipse hat einen Durchmesser von 135 Mtr. zu 105 Mtr., das Amphitheater folgt also unmittelbar dem von Verona an Größe. Außerlich ist es vollständig erhalten, zwei-stöckig, mit sechzig Arkaden in jedem Geschos. Innen hat man die alte Einrichtung der Sitze aus Bequemlichkeits-gründen ein wenig geändert. Für das Studium klassischer Bauten bieten diese Arena, der Tempel der Söhne des Agrippa und das antike Theater in Arles geradezu Muster-beispiele. In dem Jardin de la Fontaine finden sich dazu noch die Reste eines Nymphäums, das unter dem Namen Tempel der Diana geht.

Wir suchten die Gärten der Fontäne an einem glühend-heißen Tage aber ihres Schattens wegen auf. Die Quelle von Nîmes entspringt in beträchtlicher Höhe und wird nacheinander von drei großen Wasserbecken aufgenommen, die im alten, prachtliebenden französischen Stil des 18. Jahrhunderts angelegt sind. Der ganze Aufbau, mit Urnen und Statuen, marmornen Ballustraden und Treppen, kommt in der reichen natürlichen Umgebung glänzend zur Geltung. Man steigt durch waldige Anlagen, die allmählich in wirklichen Wald übergehen, zuerst bis zu einem hübschen Ausblick über die Stadt, den eine berühmte alte Zeder krönt, und dann durch den Wald höher zu dem Tour Magne, dem großen Turm, einer imposanten römischen Ruine.

Oben auf seinem Ausblick nahmen wir Abschied von der Provence. Die Cevennen, die die Pyrenäen abgelöst hatten, lagen in blauem Dunst, und der Mont Ventoux flagte uns an, daß wir ihn nicht bestiegen hatten. Wir gestanden unsere Unvollkommenheit ein, zugleich aber auch die Grenzen unseres Aufnahmevermögens. Denn wir hatten nicht nur Blumen gepflückt, wir hatten Früchte gesammelt, und unsere Ernte war reich.

So fuhren wir am anderen Tage von Avignon nach Norden, nach Lyon. Immer blieben wir dicht an der Rhône, immer blieb sie gleich schön, frisch und rasch, mit reichen Ufern, hohen Schlössern, verfallenen Burgen und leuchtenden Städten. In Lyon hatten wir gerade Zeit, Kaffee zu trinken und den Zug zu wechseln. Mit der Rich-tung nach Osten kamen wir fast unmittelbar in die Herr-lichkeit des Schweizer Jura und mit plötzlichem Wechsel in die herbe Natur des Hochgebirges. Als die Sonne sank, stieg aus Dunst und Nebel die weiße Kette des Mont Blanc. Sie blieb nur minutenlang sichtbar und versank dann für die Zeit unseres Genfer Aufenthaltes hinter dicken Schleieren.

Wir aber konnten auf dem Bahnhof in Genf unsere Uhr wieder um eine Stunde verschieben, nicht ohne an den Defteward der „Eühov“ zu denken, der uns vor Algier um eine Stunde Schlaf gebracht hatte, als er den Zeiger um für uns damit die Achse der Erde nächtlicherweise sachte um eine Stunde rückwärts gerückt hatte.

Wir taten es dankbar. Vorhin im Abteil hatten wir mit einem Franzosen gesprochen, der uns weiß machen wollte, die Franzosen reisten so wenig weil sie „so reich“ wären. Als uns diese Logik angesichts unseres bedenklich

verminderten Kassenbestandes doch sehr sonderbar erschien, beschränkte er sich darauf, zu behaupten, daß sie ja „alles Schöne bei sich zu Hause hätten“. Und als wir uns auch damit nicht zufrieden gaben, meinte er schließlich, eine Französin fände sich jenseits der eigenen Grenzen nicht mehr zurecht, sie sei dann unglücklich und verloren. Und dies-mal glaubten wir ihm gern. Denn es hatte in der Tat mehr als eine Situation gegeben, in der deutsche Selbst-ständigkeit, verbunden mit deutscher Anpassungsfähigkeit, nötig gewesen war, um den Platz zu behaupten, und nur einmal hatte es einen Konflikt mit einer beringten, sehr gepuderten und sehr gefärbten Dame gegeben, die ihren be-stellten Platz, der ihr vollständig zuerkannt wurde, über das halbe Abteil ausdehnen wollte. Auch das wurde ihr schließlich beinahe zugestanden. Natürlich beanspruchte sie den Platz im Schatten. Die Plätze in der Sonne gönnte man im Zuge uns Deutschen gern. Dieses kleine Miß-verständnis über Platzrecht und die offene Tür war aber auch das einzige der ganzen Reise. Der Kellner in Avig-non hatte sogar mit der größten Hochachtung von Deutsch-land gesprochen. Nur unsere vielen Großherzogtümer und die vier Königreiche machten ihm Kopfzerbrechen, von kleineren Mäßen und Gewichten garnicht zu reden. Ich versicherte ihm aber nachdrücklich, im Grunde wären wir alle eins und einzig. Und er glaubte uns. Auch kann ich nach den Rechnungen, die durchweg zu bezahlen waren, nicht annehmen, daß man im Frühsommer schon eine finanzielle Krise bei uns vermutete, hatte auch keinen Grund, den tat-sächlichen Stand meiner eigenen Börse an die große Glocke zu hängen. Wir waren eben über Algier, durch ganz Spanien und quer durch Frankreich gekommen wie der Rei-ter über den Bodensee . . .



Die Germanen im römischen Reich.

Von Prof. Dr. Ludwig Schmidt.

Die überhäufende Kampfeslust der Germanen fand sehr häufig in der Betätigung für die Sache des eigenen Volkes Stämme volle Befriedigung, sondern drängte einzelne wie ganze Stämme dahin, in auswärtige Dienste einzutreten und um künzenden Lohn für fremde Interessen ihre Haut an Marke zu tragen. In späterer Zeit kam naturgemäß nur der römische Heeresdienst in Betracht. Die Verhältnisse der Epoche vor Konstantin d. Gr. sind von denen der späteren Jahrhunderte wesentlich ver-schieden. Zuerst begegnen wir hier Germanen unter festen (seit 52 v. Chr.). Die damals verwendeten Hilfstruppen dienten teils aus Freiwilligen, die um Gold und Kriegsbeute dien-ten, teils aus den von abhängigen Völkernschaften vertragsmäßig gestellten Kontingenten zusammen, bildeten eigene Abteilungen von beliebiger Stärke, die zum Teil unter der Führung von Stammeshäuptlingen standen, und waren nur für bestimmte Zeiträume und Gelegenheiten eingeteilt. Unter Augustus ver-schwanden diese ephemeren Bildungen und machten festestigten Truppenkörpern von bestimmter Anzahl (Auxiliar-Kohorten aus und Allen) Platz, die aus den reichsangehörigen Stämmen aus-gehoben wurden, deren Namen trugen, gewöhnlich von ihrer geborenen Offizieren befehligt waren und vorwiegend in ihrer Heimat Verwendung fanden. Infolge des Bataveraufstandes (70 n. Chr.) wurden die germanischen Auxilien im Ausland verteilt, nicht mehr aus ihren ursprünglichen Aushebungs-bezirken, sondern aus den Provinzen, wo sie gerade ent-ergänzt, also ihres germanischen Charakters allmählich ent-kleidet. Erst im zweiten Jahrhundert, unter Hadrian, wurden wieder Truppenkörper von nationaler Zusammensetzung ein-gerichtet, die numeri und cunei, leicht bewaffnete Infanterie- und Reiterkorps, die aber grundsätzlich nur außerhalb der Pro-vinz Verwendung fanden, aus der sie sich rekrutierten. Eine große Rolle spielte das germanische Element in den kaiserlichen Leibwachen. Aus Germanen, und zwar aus reichs-

angehörigen Stämmen, insbesondere aus Batavern, festen sich die corporis custodes der julisch-claudischen Dynastie an. Diese waren eine zum persönlichen Schutze des Herrschers und der Mitglieder des Kaiserhauses bestimmte Reitertruppe. Von Augustus eingerichtet, dann vorübergehend suspendiert, wurden sie unter Galba endgültig aufgelöst. Im dritten Jahrhundert, und zwar seit dem germanenfreundlichen Kaiser Caracalla, besaßen uns dann wieder ebenfalls zum großen Teil aus Deutschen bestehende Leibwachen, die protectores.

Verschieden von den Leibwächtern ist das in der Zeit von Hadrian bis Severus Alexander nachweisbare hauptstädtische Gardelavallerieregiment der equites singulares, in dem Germanen, freie und römische, und zwar wiederum Bataver, einen erheblichen Prozentsatz ausmachten. Seit Vespasian treten reichsangehörige Germanen in größerer Anzahl auch in den Regionen auf. Dazu kamen die früher nur in unbedeutendem Maße, seit Mark Aurel immer häufiger und ausgiebiger herangezogen, auf Grund besonderer Abmachungen gestellten Hilfstruppen der freien Germanen.

Eine wichtige Veränderung trat ein infolge der von Diokletian angebahnten, von Konstantin d. Gr. durchgeführten Heeresreform, die in einer Vermehrung der Truppenzahl und in der Scheidung der ganzen Streitmacht in ein kaiserliches Feldheer und in Grenztruppen gipfelte. Hatte sich bisher das reguläre römische Heer im wesentlichen aus Reichsangehörigen, Bürgern und Peregrinen ergänzt, so gewinnt jetzt der Eintritt von Ausländern, dem steigenden Bedarf an Mannschaften und der wachsenden Verschlechterung des verfügbaren inländischen Menschennaterials gemäß, immer mehr an Bedeutung. Die Legionen treten an Ansehen zurück hinter den zahlreichen aus Barbaren formierten Auxilien. Auch die vorzugstesten Truppenkörper der scholae palatinae, die von Konstantin d. Gr. eingerichtet und an Stelle der protectores zur persönlichen Bedeckung des Kaisers bestimmt waren, haben anfänglich vorwiegend aus Germanen bestanden. Infolge dieser höheren Verwertung des Barbarentums erlangten nun zahlreiche freie Germanen Zutritt zu den höheren Militärämtern, sowie zu den Zivilämtern, die ihnen bisher verschlossen waren. Nach Konstantin d. Gr. war es namentlich Theodosius I., der die Germanen zu fördern suchte, ja geradezu verhätschelte. Germanischer Brauch machte sich allenthalben im Heerwesen geltend. Einen erheblichen Einfluß fand besonders das deutsche Gefolgswesen ausgeübt. Germanen sind es demgemäß, die seit dem Ende des vierten Jahrhunderts im Westen und zeitweilig auch im Osten die faktische Herrschaft ausübten. Es sei u. a. an Männer wie Magnentius, Silvanus, Maxentius, Arbogast, Gainas, Stilicho, Aetius, Aspar erinnert. Es entsprach nur den historisch entwickelten Tatsachen, daß Aspar im Jahre 476 als Führer der in Italien stehenden germanischen Soldtruppen den Scheinkaiser Romulus absetzte und sich zum König der Barbaren und Beherrscher des noch übrig gebliebenen Restes des weströmischen Reiches machte.

War das römische Heer zuletzt zum großen Teile germanisiert, so hat auch die anfällige Bevölkerung des Reiches nach und nach einen erheblichen Einschlag germanischer Elemente erhalten. Die massenhaften Kriegsgefangenen, die die Römer in den Jahrhunderten Kämpfen mit den Germanen erbeuteten, fanden, wenn sie nicht sogleich in das Heer eingestellt wurden, als Sklaven, Kolonen, Laeten, Gentilen Verwendung.

Germanische Kolonen begegnen uns namentlich seit der Regierung Mark Aurels. Der Maromannenkrieg und die ihn begleitende Pest hatten gewaltige Lücken in die ackerbauende Bevölkerung der betreffenden Grenzprovinzen gerissen. Der Kaiser verteilte die in Kriegsgefangenschaft geratenen Barbaren unter die Grundbesitzer und auf die Domänen als Kleinrenter, die an die Scholle gefesselt waren, aber ihre persönliche Freiheit behielten, um auch im Heeresdienst verwendet werden zu können. Ansiedlungen germanischer Kolonen begegnen uns in fast allen Teilen des Reiches, besonders in Gallien, Britannien, den Donauprovinzen und Kleinasien. Den von ihnen gewonnenen Soldaten war es nicht zum geringsten Teile zu danken, wenn das römische Reich nicht schon früher, als es tatsächlich geschah, dem Ansturm der Barbaren erlag.

Daher als die Kolonen fanden die Laeten, die uns seit dem Ende des dritten Jahrhunderts in Gallien begegnen und wahrscheinlich hauptsächlich aus Kriegsgefangenen Franken hervorgegangen sind. Sie waren in geschlossenen Gruppen auf Staatsländereien angesiedelt, standen unter dem Befehle eines Präfecten und waren zu erblichem Kriegsdienste verpflichtet, hatten aber korporative Verfassung und lebten unter sich nach heimischem Rechte.

Eine weniger selbständige Stellung nahmen die seit dem vierten Jahrhundert in Gallien und Italien auftretenden Germanen ein, aus unterworfenen Völkern der Donauländer gebildete Truppenkörper, die, wie es scheint, nicht fest angesiedelt waren, sondern als örtliche Besatzungen dienten.

Anders gestaltete sich das Rechtsverhältnis der Völker, die nicht als Unterworfenen, sondern als Bundesgenossen auf Grund

von Verträgen aufgenommen wurden. Diese erhielten ein geschlossenes Gebiet zur Niederlassung, sowie das Bürgerrecht und bildeten eine Gemeinde für sich. Derartig zusammenhängende Barbarenansiedlungen erfolgten aber zunächst nur bei kleineren Völkern oder Volksteilen, von denen keine Gefahr zu befürchten war. Größeren Völkerstämmen wurden außerhalb der Reichsgrenze gelegene, ihr vorgelagerte Gebiete zur Niederlassung angewiesen. Seit dem Ende des vierten Jahrhunderts nahm die römische Regierung aber auch solche als foederati et hospites in das eigentliche Reichsgebiet auf. Die Ansiedlung erfolgte zu meist nach dem Vorbilde des römischen Einquartierungssystems, indem die Grundeigentümer einen Teil ihres liegenden Besitzes den Ankömmlingen einzuräumen hatten; doch wurden denselben auch wüßliegende Distrikte überwiesen, mit der Befugnis, sich darauf nach Belieben einzurichten. Die Foederaten waren Reichsangehörige, blieben aber in ihrem nationalen Verbands und lebten unter ihren angestammten Fürsten weiter; das Nationalrecht schloß sie vom Reichsbürgerrecht aus, so daß sie keine Ehe mit römischen Bürgern eingehen durften; sie waren dazu verpflichtet, mit ihrem eigenen zugleich das römische Gebiet zu verteidigen, sowie an den Kriegen der Römer sich durch Bezug zu beteiligen; aber ihre Kontingente wurden nicht zum Reichsheere gerechnet und bildeten selbständige Truppenkörper nationaler Formation, deren Befehlshaber die vom Volke selbst bzw. vom König nominierten Führer waren. Diese Völker vermochten so eher das Bewußtsein ihrer Nationalität den Römern gegenüber zu bewahren; das Foederatwesen, wie es in dieser Art zuerst bei den Westgoten Anwendung fand (376), ist daher der Ausgangspunkt jener Entwicklung geworden, die mit dem Zerfall des Westreiches und der Gründung der römisch-germanischen Königreiche endete.

(Aus „Die germanischen Reiche der Völkerwanderung“ von Prof. Dr. Ludwig Schmidt. 111 Seiten mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln mit 2 Karten. Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig 1914.)



Aus Fisis Tagebuch.

Von Wilhelmine Reiche, Wiesbaden.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Vor fünf Monaten wurde ich geboren, — kurz ist also die Spanne Zeit, die ich auf Erden wandle und schon erscheint mir mein Lebensweg als richtiger Dornenpfad, ich bin unzufrieden mit meinem Geschick — mit der Welt! Ich halte ihre Einrichtungen für mangelhaft, ihre Gesetze für ungerecht. Sie bevorzugt und setzt zurück ohne Grund. . . . Ich fürchte, ich werde nicht viel Freude an ihr erleben. Offen gesagt, ärgere ich mich bereits darüber, überhaupt geboren zu sein, denn ich halte das Los aller Babys in Anbetracht der unverständlichen Behandlung durch Wärterinnen, Tanten und Väter, deren Händen wir oft überantwortet werden, in jedem Fall für ein bemitleidenswertes. Hat man, wie ich, überdies noch die Unvorsichtigkeit begangen, gleichsam ohne Billett mit einzufleigen in den D-Zug, der ins Leben geht — das heißt, betritt man dies Jammerthal von Erde als Zwilling, so gehört man zweifellos zu der ärmsten Klasse aller Lebewesen.

Schon als einzelner Mensch dies Dasein zu empfangen, erscheint mir ein zweifelhaftes Geschenk, aber dieser allein auftretende Mensch hat doch wenigstens seine Existenzberechtigung, wir Schwestern jedoch, die wir als Begleiterinnen eines sehnlichst erwarteten Brüdchens unsere Karte auf dieser Welt abgeben müssen, wir besitzen keinerlei Rechte, wir sind von vornherein fünfte Räder, bedeuten nichts, haben nichts zu beanspruchen, spielen keine Rollen bei Wärterinnen und Diensthofen, sind Luft, Hauch, Schall, kurz überhaupt keine Persönlichkeiten. Ist es solcher Ungerechtigkeit gegenüber zu verwundern, wenn endlich mal eine dieser schwergekränkten Kreaturen dem Herzen Luft macht, wenn ihr die übervolle Babyseele in gerechter Entrüstung überfließt und ihr Wutgeschrei die ganze Welt durchhallen möchte, die Millionen der weißen, braunen und schwarzen Babys auffordernd, miteinzustimmen in das grausige, nervenerschütternde Konzert, um ihre Zurücksetzung so an der Menschheit zu rächen? Nein — ich werde nicht schwei-

gen, ich werde reden, denn ich halte mich für berufen, für uns Wackelkinder zu kämpfen, ich werde der Welt in meinen Aufzeichnungen einen Spiegel vorhalten, der ihre Verfehltheiten zurückstrahlen und dessen humorischimmernde Oberfläche einen ernsten Untergrund bergen soll.

Mit größter Hochachtung genehmigen Sie Grüße Ihrer
* Gisi.

Um mir von vornherein klar zu machen, daß ich kein als „voll“ anzusehendes Wesen sei, erhielt ich gleich nach meinem Eintritt ins Leben den zweiten Platz in dem Schaukelbettchen meines Zwillingsbruders „Karl“, dessen Name am Kopfstück der Wiege eingeschnitten, seine gerechtfertigten Ansprüche auf dies Möbelstück aufs schlagendste beweist.

Obgleich nun schon hierdurch für mich jede Illusion ausgeschlossen war, als sei bei Beschaffung dieses Bettchens etwa auch die Möglichkeit einer zukünftigen Inhaberin in Betracht gezogen worden, so zierte zum Ueberflus noch ein gesticktes „K. v. R.“ Bettdecke und Pfühl, sich gelegentlich auf meiner Backe abdrückend, wohl damit ich dessen stets eingedenk bleibe, daß nichts — nichts von diesen irdischen Gütern mein Eigen sei, nicht einmal die Hemdlein und Windeln, die ich auf dem Leibe trage, waren ursprünglich für mich bestimmt.

„Gisi“ kann ja Karlchens Wäsche mittragen, er hat ohnehin zuviel und braucht bald größere Sachen,“ entschied die Frau Großmama am ersten Morgen, und weiter — „die Wiege ist breit genug, das kleine Ding ist so mager, das hat noch in Karls Wiege Platz.“

Da liegt es nun, das dicke Ungeheuer Karl, pustend mit geballten Fäusten neben mir, allzeit den weichsten Platz in der Mitte behauptend, während ich bescheiden an der Bretterwand angelehnt die Rolle der Geduldeten spiele.

Wie es denn auch nach den obwaltenden Umständen nicht anders sein kann, ist der Verkehr zwischen ihm und mir bisher ein durchaus formeller geblieben. Ich halte — entre nous — den Erben für eine beschränkte, sehr materiell angelegte Natur. Die Eier, mit der er die Flasche empfängt, liefert mir den Beweis dafür.

Die interessanteste Persönlichkeit für uns ist naturgemäß unsere alte Kinderfrau, „die Spannagel'n“ genannt. Selbstredend wendet auch sie ihre ganze Fürsorge dem Erben zu. Er ist zuerst berechtigt, Toilette zu machen, zuerst nach sorgfamer Prüfung des Wärmegrades die Flasche zu erhalten. „Er schreit sonst! Jawohl, er schreit sonst, der Goldjunge, der süße Engel, der Herzenskari!“

Gott sei Dank hält die zahnlöse Alte es für mich unnötig, die Flasche probeweise an den Mund zu setzen; auch bin ich für sie stets nur „Gisi“, ohne jedes ihre intimeren Gefühle bezeichnende Beiwort. Allerdings ist auch selbst diese unchristliche Abkürzung des Namens „Sophie“ nicht mir allein zu teil geworden, vielmehr bin ich nach der „Chère grandmaman“ so benannt; — also nicht einmal der Name ist mein Eigentum.

Diese Frau Großmama gehört gewiß zu den vollkommensten Menschen des Erdballs; ich mutmaße dies, da sie fast unausgesetzt anderen Personen eine Korrektur zu teil werden läßt. Weder die Dienstboten, noch Mama und Papa sind jemals im Stande, ihre Anerkennung zu erlangen.

Nach ihrem jedesmaligen Besuch der Kinderstube gehen dann auch aus vorstehenden Gründen die Wogen der Spannagel'n meist durch ein unmutiges „das weiß ich alles schon, gnädige Frau, ich bin schon seit zwanzig Jahren Kinderfrau“ gebildet wird.

Feststehend ist jedenfalls, daß nach Großmamas Ansicht der Erbe entweder zu fest oder zu lose eingewickelt ist und nicht so, sondern so behandelt werden muß.

Der letzte Blick gilt dann auch mir, und mit einem befriedigten: „Nun, die Kleine scheint ja wohl auf,“ raucht meine Großmutter zur Thür hinaus, uns dem Unmut der Spannagel'n überlassend.

* Zwei Tage später.

Karlchen schreit seit zwei Tagen unaufhörlich, selbst

nachts gibt es keine Ruhe mehr. Die Spannagel'n sagt: „Er bekommt Zähne!“

Infolge des störenden Geschreis ist augenblicklich das Verhältnis zwischen dem Erben und mir ein geradezu gespanntes geworden; dauert dies fort, so fürchte ich, es kommt zu ernstlichen Auseinandersetzungen.

Ich verachte es, mich durch Schreien bemerkbar zu machen; deshalb ärgere ich mich umso mehr über Karls unmännliches Gebahren.

* Einige Tage nachher.

Ich habe eine furchtbare Entdeckung gemacht. Es ist etwas Schreckliches — man wird es kaum glauben: Die Spannagel'n ist eine schlechte Person; mein Glaube an sie ist erschüttert. Sie schöpft die Sahne von der für uns bestimmten Milch und vermischt sie mit einem stark duftenden, braunen Getränk, welches sie tassenweise stündlich schlürft. Der Onkel Doktor, welcher uns oft besucht, ermahnt sie jedesmal, nur gute, fette Milch zu nehmen, und nun — solche Entdeckung!

O, Jammer, daß ich noch nicht sprechen gelernt, ich wollte ihr die Karve vom Gesicht reißen, der Heuchlerin, der Sahnenleckerin! Von heute ab hasse ich sie. —

Ihr werdet mit Recht erstaunt sein, daß ich noch nicht einmal ein besonderes Kapitel auf Papa und Mama verwendete. Heute soll es geschehen.

Beide sind noch sehr jung, besonders Mama. Diese ist leider bis jetzt noch wenig in unseren Gesichtskreis gekommen, da eben Großmama alles anordnet, was uns betrifft.

Besonders glücklich hat mich einmal ein Besuch in Mamas Schlafzimmer gemacht. Ich nahm einen angenehmen Eindruck von dort mit fort. Mama sieht mich ganz anders aus ihren blauen Augen an als die anderen Menschen; ich glaube fast, sie liebt ich ein wenig.

Papa ist eine sympathische Erscheinung; dennoch kann ich ihm die Kälte nicht ganz vergessen, die er bei unserer gegenseitigen Vorstellung zur Schau trug.

Während er Karlchen mit freudigem Entzücken liebte, nahm er mich nur aufgedrungener Weise und dabei so ungeschickt auf den Arm, daß ich fast aus dem Steckbettchen gerollt wäre. Ich will es zu Papas Besten hoffen, daß ich später noch einmal eine bessere Meinung von ihm fassen werde; vorläufig jedoch kann ich mich zur Liebe durchaus nicht zwingen. (Fortsetzung folgt.)



Die Anfänge des organisierten Obstbaues in Nassau.

Von Karl Schüb.

Der Nutzen und Segen, der heute den nassauischen Landwirten und den Dorfgemeinden aus dem Obstbau zu Teil wird, ist in alt-nassauischen Zeiten nicht ohne weiteres erkannt worden. Daß in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges von regelrechter Obstkultur keine Rede sein konnte, ist klar. Hatte doch auch Nassau von durchziehenden Marodeuren, Einquartierungen und Brandschakungen aller Art zu leiden, wenn auch das Land selbst nicht der Schauplatz großer Kämpfe und Schlachten war.

Wenn wir übrigens einen Blick in die früheste Zeit unseres nassauer Landes werfen, so finden wir den Obst- und Gartenbau schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Freilich waren es damals nicht die Landwirte, die Obstbäume pflanzten und pflegten, sondern dies geschah fast ausschließlich von den Klöstern. Obstgärten waren schon urkundlich im Jahre 804 zu Eschborn und ebenso früh in Bommersheim und Eristel. Kurze Zeit darauf traf man in allen Tälern des Taunus und am Rhein schon Obstgärten. Viele unserer edelsten Obstsorten waren im 16. Jahrhundert in Nassau schon bekannt und wurden in den Schloß- und Voglgärten gezogen. Somit unterließ sich schon die Frühzeit unserer Heimat durch reicheren Anbau von Obst von vielen anderen deutschen Gauen. Daß auch im

Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Gebet.

Das Gebet bejaht immer die Allmacht Gottes. Dadurch wird aber aus dem Gebet kein Postulat des Wunders und keine Verleugnung der Natur. Denn die Anerkennung Gottes umfasst auch die der Welt als des Werkes Gottes, die des natürlichen Gesetzes als der Stiftung Gottes. Wir beten nicht gegen die Natur; denn wir rufen den an, der ihr ihren Bestand und ihre Wirkungsweisen gegeben hat; wir nehmen sie also im Gebet so, wie sie in Wahrheit ist, und verleugnen nur die atheistisch mißdeutete und zum Gespenst entstellte Natur, die ohne Gott oder an Gottes Statt bestehen und wirken soll. Darum erbitten wir nichts Unnatürlichen, sondern das Natürliche von dem Gott, durch den das Natürliche besteht und geschieht, und überschreiten die Natur nur dadurch, daß wir unser Begehren zu Gott wenden, von dem wir wissen, daß er eine Unerforschlichkeit des Willens und Könnens und eine Vollkommenheit des Gebens hat, die alle den natürlichen Prozessen gesetzten Grenzen überragt. Schlatter (Das christliche Dogma).

Frühlingstag.

Es ist so still, als wär es Schlafenszeit,
als wär' entschlummert Not und Leid,
gestorben Angst und Dual.
Kein Hauch bewegt die Bäume,
wie unschuldvolle Kinderträume
siehn leis die Wölklein übers Tal.

Karl Siebel.

Was die Großmutter erzählte.

Die unverwundliche Hand. In grauen Zeiten gerieten zwei Waldbesitzer über die Grenzen ihrer aneinanderstoßenden Wälder in heftigen Streit. Da es aus Mangel an deutlichen Kennzeichen nicht zu erweisen war, wie ursprünglich die Grenze lief, so mußte das Gericht auf die Aussage eines Förstlers hin entscheiden, der behauptete, die nötige Auskunft geben zu können, und von beiden Parteien als unparteiischer Zeuge anerkannt wurde. Aber der Gewissenlose war von demjenigen gewonnen, der seinen Wald auf Kosten des andern erweitern wollte. Nachdem er geschworen hatte, genau berichten zu wollen, wie vormalig die Grenze gezogen, beschrieb er eine Linie, welche demjenigen, der ihn bestochen hatte, ungeheuren Gewinn brachte. Das Gericht urteilte auf seine Angaben hin und aller Widerspruch dessen, der im Schaden war, half nichts. Zwar entging der Förster hernach dem menschlichen Richter, aber die Strafe erreichte ihn dennoch. Als er gestorben, ins Grab gesenkt und mit Erde bedeckt war, zerbarsten mit großem Getöse die Bretter seines Sarges und, wie vom bestigsten Donnerchlage erschreckt, fuhr die Leichenbegleitung zusammen. Aber noch heftiger erschrak dieselbe, als plötzlich der Boden klaffte und die Hand des Toten schnell in die Höhe fuhr. Man drückte sie nun nach der ersten Bestürzung wieder in das Grab zurück, um sie mit Erde zu bedecken, aber umsonst. Da sie sich zu einem falschen Schwur erhoben hatte, so fand sie im Grabe, daß sie immer wieder ausspie, keine Ruhe. Da erkannte man das Gericht Gottes an dem Weineidigen und löste die Hand zum ewigen Andenken ab. Unverwundlich, wie sie ist, wird sie wohl noch heute in der Kirche zu Eisenberg gezeigt. Erzähler wenigstens hat sie mit eigenen Augen gesehen.

Bestrafung eines Geizhalses.

Ein reicher Fils, der allenthalben gerne schmauste, wenn es auf fremde Börsen gina, zu Hause aber weder sich noch den Seinigen einen guten Willen vergönnete, sollte nun auch einmal zur Strafe gezogen werden, und eine ansehnliche lustige Gesellschaft entschloß sich, ihn zu einer Zeit, da man ihn gewiß zu Hause wußte, zu überfallen. Sie kamen auch lustig zwei Stunden vor der Tafelzeit, und der Hausvater, der sie kommen sah, hatte kaum so viel Zeit, aus seinem Zimmer in den Garten zu verlaufen. Das Gefinde gab nun freilich den Herrn für abwesend aus, besonders beklagte die Haushälterin sehr, daß sie für so viele Herren kein Mittagsmahl aufzutreiben wüßte. Allein die Gesellschaft blieb deswegen doch da und entschloß sich, nachdem sie über einen Hof voll Geflügel das Todesurteil gesprochen, mit dem zufriedenen zu seyn, was der liebe Gott eben beschert haben würde. Bis sie nun bedient wurden, gingen sie nach dem Garten spazieren, wo ein schon vorher bestochener Bedienter ihnen verriet, daß sein Herr in dem Lusthause privatisierte. Dieser entfloß nun zwar aus dem Gartenhaus unter einer umgestülpten Kufe, aber auch dieses wurde verraten. Die Gesellschaft vertreib vor der Mittagssmahlzeit an. Da kam jemand, der in



den Zimmern Gewehre hatte hängen sehen, auf den Gedanken, man wolle nach der Scheibe schießen, und das wurde gebilligt. Man holte die Gewehre und lud sie mit vielem Lärm an der Kufe, und weil keine Scheibe vorhanden war, so entschloß man sich, einen schwarzen Fleck an die Kufe zu machen und darnach zu schießen. Man malte das Ziel ganz oben an den Rand hin, und einer von den Herren, blind geladen, wie man es sich vorstellen kann, schoß danach und fehlte natürlich, machte aber seines Fehlers wegen große Entschuldigungen, weil der Fleck gar zu hoch hinaufgemalt sei. Die Gesellschaft entschloß sich also, ihn weiter hinunter zu malen. Aber nun kroch der Geizige halb tot unter der Kufe hervor. Die Gesellschaft hat ihn sehr um Vergebung, denn wer hätte es sich beikommen lassen sollen, daß da drunter jemand, geschweige der Herr vom Hause stehen könne. Dieser aber entschuldigte sich, er habe da nur ein wenig frische Luft schöpfen wollen, ward darauf mit großem Pomp zur Tafel geführt, ißte aber keinen Bissen.

Witzige Einfälle und Historien 1776.

Aus dem Buche der Natur.

Folgende Stimmungsbildchen aus einer Affenkinderstube berichtet Dr. Georg Stehli im „Kosmos“: Das Essen ist ein sehr dunkler Punkt in dem sonst so glänzenden Ehrenschild der sorgsamsten Affenmama. Mit dem Fressnapf hat alle Freundschaft und Elternliebe ihr Ende, und ungeschminkt tritt der „Fressinstinkt“ zutage. Es ist ganz auffallend, daß gerade die Affen dieses unnatürliche Verhalten gegen ihre Jungen zeigen, während sie doch sonst in ihrer Liebe geradezu sprichwörtlich dastehen. Auch unter den übrigen Säugetieren wird man wohl selten ein derartiges Verhalten von Mutter und Kind antreffen. Die Makamama gibt dem Kleinen noch die Brust, aber — an den Fressnapf darf er nicht kommen. Die sonst so zärtliche Mutter wird da recht ungemütlich, wenn es dem Baby einfallen sollte, in den Napf zu langen. Da fest es richtige Ohrfeigen; immer wieder jagt sie das Kleine weg, um dann in aller Eile schnell die Badentaschen vollzustopfen. Schreit der Kleine bei dem Klaps auf, was am Anfang dieser seltsamen Erziehung zur „Selbstständigkeit“ öfters vorkommt, dann drückt ihn die Mutter für einen Augenblick an die Brust, schiebt ihn aber schnell wieder von sich und stopft sich die Backen. Sie geht in ihrer Fresserei sogar so weit, daß sie ihrem eigenen Sprößling nachlaßt und ihm jeden Bissen aus dem Munde nimmt, selbst wenn sie Taschen und Mund ganz vollgestopft hat. Erst wenn mehr Nahrung gereicht wird, als die Mutter verzehren oder auch nur in ihren Mund stecken kann, ist auch dem Jungen geholfen, für das seine Mutter sonst nach wie vor voller Liebe und Sorgfalt ist. Man hat diesen Vorgang damit erklären wollen, daß die Mutter das Kind vor nachteiligem Futter schützen wolle; doch scheint das ausgemacht, da das kleine Affensäckchen die Speisen begierig fraß und sich dabei recht wohl befand.

Aus fernem Zonen.

Russische Sträflinge in Sibirien. Nach einigen im Quarantänegebäude verlebten Tagen wird der neu zugewiesene Sträfling in das Kettengefängnis geführt und dort in einer Kammer untergebracht, die er für Jahre mit einer bestimmten Anzahl an Alter, Erziehung, Interessen verschiedener Mitgefangenen teilt. Noch ein paar Tage Ruhe vergönnt man ihm, denn er hat Wochen, vielleicht Monate angestrengter Fuß- oder Wagenreise hinter sich, bis er seinen Strafort erreicht hat. Dann wird er der Arbeit zugeführt. Entweder muß er unter militärischer Bewachung im Urwald Bäume fällen oder die gefällten am Seile in die Stadt schleppen oder im Bergwerk arbeiten. Die Zeiten der Arbeit bringen ihm wenigstens die Erleichterung, daß ihm die Fuß- und Handketten abgenommen werden. Kehrt er in die Strafanstalt zurück, so erwartet ihn die Gefängnisstube und sein hartes Lager auf einer Holzpritsche. In seiner Kammer wird gekocht und geschimpft bis zum Anbruch der Nacht, bis das Zeichen zum Schlafengehen gegeben wird. Die Aufseher studen und die älteren Sträflinge, die bei einigermaßen guter Führung nach und nach das Recht erhalten haben, jüngere Häftlinge in Zucht zu nehmen. Sonntags wird ausgerubt, geschlafen, etwas Wodka, das Nationalgetränk der Russen, verabreicht und gespielt. Die Sträflinge nehmen sich auf diese Art gegenseitig das Geld ab, das sie in der Woche verdient haben. Niemals bekommt der Gefangene neue Eindrücke, durch nichts wird sein Verstand angeregt, sein Gemütsleben vor Abstumpfung bewahrt. Es tritt ihm nichts Gutes, nichts Neues nahe. Die ganze Pädagogik des westeuropäischen Straßensystems fehlt noch völlig in den sibirischen Zuchtanstalten. Bei guter Führung tritt nach Verbüßung eines größeren Teiles der Strafe allerdings eine weitestliche Milderung ein. Der Gefangene darf in die Stadt gehen und dort Arbeit suchen oder auch bei Beamten und Anstehenden

in Dienst treten. Ist ihm seine Familie nachgefolgt, so darf er bei ihr wohnen, es wird ihm sogar ein Teil Landes zur Bebauung oder zu Agrararbeiten gegen mäßige Pacht angewiesen. Er ist während der Strafzeit sozusagen freier Herr und kann es auch später nach Ablauf derselben unter den günstigen Pachtbedingungen wie zuvor bleiben.

Nach Alice v. Mayer: „Wie es auf einer russischen Verbrecherstation zugeht.“

Müde, ich erlaub dir's nicht!

„Müde, ich erlaub dir's nicht! Müde, ich erlaub dir's nicht!“ lachte der kleine Friedl und wick mit seinem Haupte der Mücke aus, die auf der Stirn oder auf der Nase Rast halten, wenn nicht gar Blut saugen wollte. „Aber so lang's doch ab!“ rief die Mucke, da hatte sie das Tierchen auch schon in der Faust. Der Kleine starrte auf das zerquetschte Tier und sagte zornig: „Warum umbringen! Es hätte auch gern gelebt.“

Derselbe Knabe kam eines Tages vom Garten herein, bitterlich weinend. „Was hat's denn?“ fragte die Mutter. „Der Mann hat im Garten einen Baum umgehakt.“ schluchzte der Kleine, „und da haben mich die Blätter so lieb und traurig angeschaut.“ — Wieviel Göttliches ist doch in dem Kinde, das dem Menschen später abhanden kommt.

Peter Moser.

Waldbesuch.

Du sollst meines Herrgotts Wald nicht mißbrauchen!

Was ist das?

Wir sollen ihn also achten, schätzen und lieben, daß wir seine erhabene Schönheit nicht falschen Göttern zum Opfer bringen, und daß wir mit frommer Ehen durch seine Hallen wandeln, uns blühen vor Frevel an Rinde, Zweig und Blatt und seinen grünen Wandelteppich nicht entweißen zum Schauplatz unbeflissen.

Beginnens und niedrigen Tuns; daß wir in Ehrfurcht aufschauen zu seinen Kronen und erlauschen, was uns die rauschenden Wipfel künden aus der Urwälder Töden und weisen sie uns Nachfahren gemahnen. Ja, Gottes ist der Wald, und wir sind zu seinen Hüttern bestellt.



Luftige Ecke.

Duville: „O, Sie können Marie's Herz leicht genug gewinnen. Alles, was nötig ist, ist, daß Sie ihr all das Geld geben, das sie wünscht.“ — Jules: „Und das nennen Sie leicht?“ (Le Mire.)

Pantoffle: „Du wirst den Hund nie dahin bringen, daß er dir gehorcht, Schab.“ — Frau Pantoffle: „O, ich werde es schon mit Geduld soweit bringen. Du warst zuerst ebenso widerwillig.“ (Boston Transcript.)

Erster Chauffeur: „Hat der Kerl, den du überfahren hast, dir ein Trinkgeld dafür gegeben, daß du ihn ins Krankenhaus gefahren hast?“ — Zweiter Chauffeur: „Ist ihm gar nicht einfallen! Das nächste Mal, wenn ich ihn überfahre, soll er sich wundern!“ (Bud.)

„Ein junger Mann sollte lernen, eine Sache ordentlich zu tun. Wir leben heute im Zeitalter der Spezialisten. Besser ist Ihr Sohn auch nach dieser Regel?“ — „In einer Weise. Seine Spezialität ist Zigaretten drehen.“ (Louisville Courier-Journal.)

„Haben Sie die verrückte Art bemerkt, in der Frau Brown jetzt ihr Haar frisirt?“ — „Verrückt? Aber das ist die Mode à la Marie Antoinette.“ — „Wirklich? Dann ist es kein Wunder, daß sie der den Kopf abschlugen!“ (Cleveland Plain Dealer.)

„Wie ich höre, hat eine Anzahl Frauen gelernt, Zigarren zu rauchen,“ sagte der frivole Beobachter. — „Das glaube ich nicht,“ versetzte Herr Pantoffelmeier. „Die Sorte Zigarren, die Frauen kaufen, kann kein Mensch rauchen.“ (Washington Star.)

Erster Bagabund: „Es macht sich immer bezahlt, Kellner, wenn man höflich ist.“ — Zweiter Bagabund: „Nicht immer. Neulich spielte ich den Taubstummen, als ein Herr mir fünf Groschen gab. Ich sagte: „Danke schön, Herr,“ und er ließ mich verhaften.“